

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Bezugspreis:
Wöchentlich 70 Pfennig, monatlich 2 Reichsmark, voraus zahlbar. Unter Streifenband im In- und Ausland 5,50 Reichsmark pro Monat.

Das „Vorwärts“ mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Zeit und Zeit“ sowie den Beilagen „Unterhaltung und Wissen“, „Aus der Heimat“, „Frauenstimme“, „Der Arbeiterfreund“, „Jugend-Vorwärts“, „Bild in die Zukunft“ und „Rufnachricht“ erscheint wochentäglich zweimal, Sonntags und Feiertags einmal.

Telegraphische Adresse:
„Sozialdemokrat Berlin“

Anzeigenpreise:
Die einseitige Anzeigen-Preise 60 Pfennig, Reklameweile 1.- Reichsmark. „Kleine Anzeigen“ des letzten Monats Wort 25 Pfennig (außerhalb zwei freigelegte Worte), jedes weitere Wort 12 Pfennig. Stellenanzeigen das erste Wort 25 Pfennig, jedes weitere Wort 12 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Arbeitsmarkt Seite 65 Pfennig. Familienanzeigen für Abonnenten Seite 40 Pfennig.

Anzeigenannahme im Hauptgeschäft.
Lindenstraße 3, wochentäglich von 8 1/2 bis 17 Uhr.

Redaktion und Verlag: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Dönhoff 292-297.

Donnerstag, den 13. Oktober 1927

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3
Kontokonto: Berlin 27 036 - Bankkonto: Bank der Arbeiter, Kassenkassen und Beamten. K. Nr. 60; Deutsche Reichsbank, Sparkassenkassen, K. Nr. 2.

Kampf dem Bürgerblock!

Sozialdemokratische Interpellation über die Wirtschafts- und Sozialpolitik der Regierung. — Herabsetzung der Lohnsteuer gefordert. — Vor der Abrechnung mit der Reaktion.

Der Reichstag tritt am Dienstag zu einer kurzen Tagung zusammen. Nach dem Willen der Reichsregierung und der Bürgerblockparteien soll er sich nur mit dem Reichsschulgesetz und der Besoldungsverordnung beschäftigen. Die Sozialdemokratie verlangt dagegen auch eine Erörterung der wirtschaftlichen und sozialen Notstände. Sie hat daher die folgende Interpellation eingebracht:

Die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Konjunktur ist durch verschiedene Maßnahmen der Wirtschaftspolitik der Reichsregierung bedroht. Neue Erschütterungen der Wirtschaft durch weitere Teuerung, Senkung der Reallohn, Erschwerung der Lebenshaltung aller Konsumenten und Steigerung der Not der Rentner sind unausbleiblich, wenn nicht unverzüglich Maßnahmen getroffen werden, die ein weiteres Ansteigen der Preise verhindern und die Erhöhung der Einkommen fördern.

1. Welche Maßnahmen sind von der Reichsregierung geplant, um die Gefahren abzuwehren, die durch die hohen Zinssätze und die Kapitalnot in Deutschland entstanden sind, und um den erforderlichen Kapitalstrom aus dem Ausland zu gewährleisten? Ist die Reichsregierung bereit, dafür zu sorgen, daß Anleihen öffentlicher Körperschaften (Bänder und Gemeinden) nach den gleichen Gesichtspunkten behandelt werden wie private Auslandsanleihen? Hat die Reichsregierung Sicherheiten dafür geschaffen, daß die Finanzierung des notwendigen Wohnungsbau'es nicht in Frage gestellt wird durch eine Abperrung des ausländischen Kapitalmarktes für diesen in hohem Grade produktiven Zweck?

2. Ist die Reichsregierung bereit, durch die Beschleunigung und Erweiterung der in Aussicht gestellten Aktion zur Senkung der Zölle, durch den Abschluß von Handelsverträgen, insbesondere mit Polen, und durch Bekämpfung der Auswüchse der Kartelle ein weiteres Ansteigen der Preise, vor allem für Nahrungsmittel, zu verhindern?

3. Ist die Reichsregierung bereit, mit allen geeigneten Mitteln (auch durch eine vorbildliche Lohnpolitik in den Reichsbetrieben) darauf hinzuwirken, daß den Arbeitern und Angestellten der Privatwirtschaft sowohl ein Ausgleich für die gestiegenen Kosten der Lebenshaltung als auch ein Anreiz an den Rationalisierungsgewinnen gesichert wird?

4. Ist die Reichsregierung bereit, die ihr von Unternehmerseite angemessenen Maßnahmen abzulehnen, die eine weitere Aufwärtsentwicklung der Löhne abdrohen sollen?

5. Ist die Reichsregierung bereit, zum Ausgleich der Teuerung eine Erhöhung der sozialen Renten vorzunehmen und auch die übrigen

gen Fürsorgeempfänger vor weiterer Verschlechterung ihrer Lebenshaltung zu bewahren?

6. Was gedenkt die Reichsregierung zu tun, um die Kräfte der Schwerindustrie zu bekämpfen, die nicht nur die Lohnansprüche der Arbeiter und Angestellten bekämpfen sollen, sondern auch dem Kampf gegen die Durchführung der am 1. Januar 1928 eintretenden gesetzlichen Neuregelung der Arbeitszeit dienen?

Für Senkung der Lohnsteuer.

Außer dieser Interpellation hat die Sozialdemokratie noch einen Gesetzentwurf zur Ermäßigung der Lohnsteuer eingebracht. Er verlangt die Erhöhung des steuerfreien Existenzminimums von 100 M. monatlich auf 140 M. monatlich. Dadurch steigen die Freibeträge für Verheiratete auf 150 M., mit einem Kind auf 180 M., mit zwei Kindern auf 200 M., mit drei Kindern auf 220 M., mit vier Kindern auf 240 M., mit fünf Kindern auf 260 M. Der Gesetzentwurf soll mit dem 1. Januar 1928 in Kraft treten. Das Verlangen der Sozialdemokratie nach Erhöhung der steuerfreien Beträge gründet sich auf das Gesetz zur Beschränkung des Aufkommens aus der Lohnsteuer, das der Reichstag im Herbst 1925 einstimmig beschlossen hat. Es steht vor, daß die Lohnsteuer ermäßigt werden muß, wenn ihr Ertrag in zwei aufeinanderfolgenden Vierteljahre den Betrag von je 300 Millionen überschritten hat. Diese Voraussetzung ist durch das Steigen der Erträge der Lohnsteuer erfüllt.

Die Vorbereitung der Reichstagstagung.

Der Vorstand der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, der sich am Mittwoch mit der politischen Lage und der kommenden Tagungsperiode des Reichstags beschäftigte, beschloß, wie bereits gemeldet, die sozialdemokratische Reichstagsfraktion zu einer Sitzung am Dienstag, dem 18. Oktober, vormittags 10 Uhr, zusammenzuberufen. Gegenstand der Beratung wird die Stellungnahme zur Gesamtpolitik der Reichsregierung sein. Stoff genug ist vorhanden. Die Fraktion wird sich darüber schlüssig zu machen haben, in welcher Art sie die zahlreichen Geschehnisse in der inneren und auswärtigen Politik, die zur Kritik Anlaß geben, zu behandeln gedenkt.

Wahrscheinlich wird die bürgerliche Mehrheit des Reichstags sich nicht dazu verstehen, die auf eine Woche befristete Tagungsbauer zu verlängern, so daß die Aussprache über unsere Beschwerden nicht vor November erfolgen kann. Die Abrechnung wird dann aber nicht weniger schmerzhaft sein.

Es ist zu erwarten, daß der Parlamentarische Untersuchungsausschuß des Bayerischen Landtages auch diese Zusammenhänge völlig aufklären wird. General Ruitz entstammt einer Bamberger Offiziersfamilie und steht im 55. Lebensjahr.

Die Not Deutschösterreichs.

Anerkennung durch Anleihegenehmigung.

London, 12. Oktober.

Das Garantie-Kontrollkomitee des Völkerbundes für Oesterreich hat sich im Grunde mit der Ausgabe der neuen Anleihe von 725 Millionen österreichischen Schilling einverstanden erklärt. Dieser Erfolg ist dem Sektionschef Schüller zuzuschreiben, der die Anleihe in einem glänzenden Exposé begründete. (Und nicht minder dem Berzweigungsausbruch des 15. Juli, der ohne das furchtbare Dauerelend starker Volksschichten des zur „Unabhängigkeit“ verurteilten, lebensunfähigen Staates in Wien nicht geschehen wäre. Red. d. „B.“)

Sozialdemokratie gegen Zollwucher.

Wien, 12. Oktober. (Eigenbericht.)

Der Zollausschuß des Nationalrats hat am Mittwoch die zweite Lesung der Zolltarifvorlage genehmigt. Im Namen der Sozialdemokraten kündigte Dr. Bauer an, daß seine Fraktion ihre im Ausschuß abgelehnten Anträge jetzt dem Plenum vorlegen werde, d. h. daß der Kampf gegen den Zollwucher der bürgerlichen Parteien jetzt in das Plenum verlegt wird. Die nächste Sitzung des Nationalrats findet am Mittwoch statt.

Deutschösterreichische und reichsdeutsche Verkehrsordnung sollen vereinheitlicht werden; lebhafte Proben der Leiter der freigewerkschaftlichen Chauffeurorganisation aus Berlin auf ihrer Wiener Berufung über das Rechtsfahren (im ganzen österreichischen Gebiet wird noch links gefahren), und jetzt sind drei höhere Verkehrsbeamte aus Wien in Berlin zu Vorbereitungen.

Bürgerzwiespalt in Belgien.

Sozialistenhaß und Neuwahlhaß.

Brüssel, 12. Oktober.

Die Gerüchte von einer bevorstehenden Regierungskrise haben sich wieder stark verdichtet. An sich ist es merkwürdig, daß die gegenwärtige Dreiparteienkoalition, die alle sonst einander befehdenden Parteien vereinigt und mit keinerlei organisierter Opposition zu rechnen hat, so lange weiterbestehen kann. Schließlich ist das einzige Ziel, das sie rechtfertigen konnte — die Stabilisierung des Franken — längst gegen jeden denkbaren Ansturm gesichert. Richtig ist, daß keine der drei Parteien sich in der Koalition besonders wohlfühlt, denn sie legt jeder Partei mancherlei Entsetzungen auf. An positiven Leistungen läßt sich unter solchen Umständen nur etwas erreichen, wenn sich alle Parteien einigen können, und das ist sehr schwer. Es droht auch bei einem System, durch das alle Parteien in gleichem Maße für Fehler und Unterlassungen verantwortlich gemacht werden können, jeder wirkliche politische Kampf und vielleicht auch das politische Interesse zu erlahmen. Es ist nicht leicht, zu entscheiden, welche der drei Parteien den größten Nachteil davon hat.

Immerhin konnten wenigstens die Minister der drei Parteien leiblich miteinander auskommen. Von ihren Anhängern läßt sich das nur in viel begrenztem Maße sagen. In der Sozialistischen Partei besteht seit jeher eine sehr ernste, wenn auch durchaus loyale und keineswegs unverständliche Opposition gegen die Dreiparteienregierung. In letzter Zeit aber ging die Offensive gegen die Regierung mehr von der bürgerlichen Presse, und zwar sowohl der Liberalen wie der Katholiken aus. Die Beteiligung der Sozialisten an der Regierung, und zwar in recht einflußreicher Stellung, dauert den Reaktionen schon viel zu lange. Sie wurden zu ihrer Gegnerschaft ermuntert durch die Verhältnisse in anderen europäischen Ländern, in denen fast durchweg eine sozialistenfeindliche Reaktion zu beobachten ist. Die innerpolitische Tätigkeit der sozialistischen Minister bot den oppositionellen Elementen in Bürgertum keineswegs sehr „dankbare“ Angriffsmöglichkeiten. Infolgedessen kamen sie auf den Gedanken, ihre Generaloffensive gegen die Außenpolitik Vanderveldes zu richten. Die Niederlage Belgiens bei der letzten Ratwahl in Genf kam ihnen dabei zustatten. Grobe außenpolitische Fehler Vanderveldes sollten diese Niederlage verschuldet haben! Ungebillig hatte er durch seine unabhängige Politik gegenüber China England stark verärgert und durch die Angriffe gegen den Faschismus Italien erzürnt. Auch gegenüber Holland sollte Vandervelde verfaßt haben und die Verbesserung der Beziehungen zu Deutschland hatte er angeblich durch seine Haltung in der Frankfurterfrage aufs Spiel gesetzt. Während Deutschland im Völkerbundsrate thronte, sei Belgien von ihm ausgeschlossen.

In den letzten Tagen haben diese Angriffe plötzlich aufgehört. Es ist überhaupt ein völliger Umschwung zu verzeichnen. Wie auf ein geheimes Zeichen ist die Kritik gegen die Koalitionsregierung eingestellt worden und ganz allgemein wird jetzt als notwendig erklärt, daß die gegenwärtige Regierung weiterbestehen, und zwar mit Beteiligung der Sozialisten. Der Grund für diesen Frontwechsel besteht darin, daß die in letzter Zeit geführten geheimen Verhandlungen zwischen Liberalen und katholischen Führern zur Bildung einer Rechtsregierung sehr geschlagen sind. Man konnte sich bei aller Anstrengung nicht auf ein gemeinsames Regierungsprogramm einigen. Fortgesetzte Angriffe auf die Sozialisten hätten auf die Dauer unweigerlich zur Parlamentsauflösung geführt. Vor Neuwahlen aber haben beide bürgerliche Parteien gegenwärtig eine Heideangst, und das mit Recht. Die Forderung der Sozialisten auf Herabsetzung der Militärdienstzeit würde im Wahlkampf eine große Rolle spielen und den bürgerlichen Parteien viel Abbruch tun, da die große Masse mit Ungebuld auf diese Reform wartet. Ein zweites, sehr wichtiges Kampfobjekt wäre der Pächterschutz. Auch hier haben die Sozialisten alle Trümpe in der Hand. Der sozialistischen Fraktion ist es nach schweren Kämpfen vor einigen Monaten gelungen, eine Gesetzesvorlage in der Kammer zur Annahme zu bringen und den Kleinpächtern das bestehende Pachterhältnis auf eine Reihe von Jahren zu sichern. Der Entwurf wurde aber von der katholisch-liberalen Mehrheit im Senat sabotiert, so daß er bis heute noch nicht Gesetzeskraft erlangen konnte. Käme es zu Neuwahlen, ehe diese Frage geklärt ist, dann dürften die bürgerlichen Parteien mindestens auf dem schiefen Bande eine schwere Niederlage erleiden.

Alles das hat sie zu dem Entschluß gebracht, eine Regierungskrise im Augenblick zu vermeiden und die Offensive gegen die Sozialisten abzublenden. Damit aber ist keineswegs gesagt, daß die Krise tatsächlich vermieden wird. Die Sozialisten bestehen jetzt auf der Beschränkung der Militärdienstzeit auf sechs Monate; sie denken nicht länger daran, sich auf sozialem Gebiete ohne wirkliche Leistungen abspülen zu lassen und fordern vor allem die Verwirklichung einer

Die Arbeitslosigkeit Anfang Oktober.

Weiterer Rückgang in der zweiten Septemberhälfte.

In der zweiten Septemberhälfte ist die Zahl der männlichen Hauptunterstützungsempfänger von 303 000 auf 286 000 zurückgegangen, die der weiblichen von 78 000 auf 69 000, die Gesamtzahl von 381 000 auf 355 000. Der Gesamtrückgang beträgt also rund 26 000 gleich 6,8 Proz. Die Zahl der Zuschlagsempfänger (unterstützungsberechtigte Familienangehörige) hat sich im gleichen Zeitraum von 426 000 auf 405 000 vermindert.

Der Gesamtrückgang in der Zahl der Hauptunterstützungsempfänger im Monat September beträgt rund 49 000 gleich 12,1 Prozent. Ueber die Arbeitslosigkeit liegt eine neuere Zahl nicht vor.

Wechsel in der Reichswehr.

v. Kressenstein Wehrkreiskommandant in Kassel — v. Ruitz Landeskommandant in Bayern.

München, 12. Oktober. (Eigenbericht.)

Der Wechsel im Kommando des Wehrkreises 7 (Bayern) ist nun erfolgt. Der bisherige Landeskommandant in Bayern, General v. Kressenstein ist als Wehrkreiskommandant nach Kassel versetzt worden. An seine Stelle tritt General v. Ruitz, der seit Oktober 1923 Insanterieführer der 7. Division war. Der Name des Generals Ruitz weckt Erinnerungen an den Hitler-Putsch. Seinem Verhalten im Zusammenwirken mit dem Münchener Stadtkommandanten General Donner ist in erster Linie der in der Putschnacht erfolgte sogenannte „Umsall Fahr-Losow“ zu danken, der in seinen Einzelheiten bis heute allerdings noch nicht völlig aufgeklärt ist. Tatsache ist jedoch, daß Ruitz und Donner, sobald sie Kenntnis von den Vorgängen im Bürgerbräukeller erhielten, selbständig die Reichswehrkommandostellen in Berlin verständigten, worauf noch in der gleichen Nacht Reichswehrtruppen in Marsch gegen Bayern gesetzt wurden.

Sozialversicherung. Der Generalrat der belgischen Arbeiterpartei wird sich mit den Problemen in dieser Woche beschäftigen. Auch von seinem Beschluß dürfte es abhängen, ob die gegenwärtige Regierungskoalition noch während einer weiteren Parlamentssession aufrecht bleibt oder nicht.

Keudell als Vormund des Reichskanzlers.

Er übernimmt die Verantwortung — und wartet auf die zweite Instanz.

Herr v. Keudell sendet uns mit der Bitte um Abdruck folgenden Brief, den er an die Redaktion des „Jungdeutschen“ gerichtet hat:

Auf die Angriffe gegen den Herrn Reichskanzler wegen seiner Erklärung im Reichstag über Herrn von Trescow spreche ich die Bitte aus, nach Möglichkeit die Person des Herrn Reichskanzlers aus dem Kreis der Erörterungen herauszulassen. Der Herr Reichskanzler hat die betreffende Erklärung auf Grund von Unterrichtung durch mich und eine andere Stelle abgegeben.

Ich stelle daher anheim, entsprechende Presseartikel gegen mich zu richten.

Eine Neuherung zur Sache muß ich im übrigen vor der Verhandlung 2. Instanz absehen.

Diese Erklärung wird weder Herrn Marx noch Herrn v. Keudell etwas nützen. Herr v. Keudell kostümiert sich als Moeros in Schillers Bürgschaft:

„Miß, Henker,“ ruft er, „ermürget!
Ich bin es, für den er gebürget.“

Dass Marx seine Erklärung abgegeben hat, um seinen schwer bedrängten Bürgerblockkollegen v. Keudell zu decken und daß er von diesem falsch unterrichtet worden war, ist uns nicht neu. Neu ist uns dagegen, daß ein Reichsminister dem Reichskanzler die Verantwortung für seine Neuherungen abnehmen kann.

Herr v. Keudell nimmt aber dem Reichskanzler nicht nur die Verantwortung ab, sondern auch die Entscheidung. Zum mindesten versucht er, die Ehrenerklärung, die der Reichskanzler dem zu Unrecht von ihm angegriffenen Herrn v. Trescow längst schuldet, durch den Hinweis auf die Verhandlung zweiter Instanz zu verhindern. Herr Marx, der sich auf einer Reise durch das besetzte Gebiet befindet, hat sich zu dieser Angelegenheit noch nicht geäußert; der Entschluß, Herrn v. Trescow unter formaljuristischen Vorwänden die Genugtuung zu verweigern, stammt nicht von ihm, sondern von Herrn v. Keudell, der damit in seiner eigenen Sache zu seinen eigenen Gunsten entschieden hat.

Der Schriftleiter der „Deutschen Zeitung“, Hans v. Sodenstern, der in die Affäre Trescow verwickelt war, sendet uns zu unserem Aufsatz „Marx hat das Wort“ (Nr. 480 des „Vorwärts“) nachstehende Berichtigung:

Es ist unwohr, daß von Sodenstern wegen Beleidigung von Trescow's verurteilt wurde.

Wahr ist vielmehr, daß der Prozeß von Trescow—von Sodenstern durch einen Vergleich beendet wurde.

An unserer sachlichen Kritik ändert die Berichtigung wenig. Der Vergleich, auf Grund dessen Trescow die Klage gegen Sodenstern zurückzog, erfolgte, nachdem der letztere eine Erklärung nachstehenden Inhalts abgegeben hatte:

Die „Deutsche Zeitung“ hat das Material für ihre Vorwürfe des schweren Vertrauensbruchs gegen Herrn von Trescow lediglich aus der Erklärung des Reichskanzlers Dr. Marx in der Sitzung des Reichstags vom 11. Februar 1927 entnommen. Das Material, das dem Herrn Reichskanzler zu seiner Erklärung zur Verfügung gehalten hat, entzieht sich der Kenntnis der „Deutschen Zeitung“. Die „Deutsche Zeitung“ hat seinerzeit die Mitteilung lediglich aus publizistischen Gründen gebracht, ohne dadurch persönlich Herrn von Trescow näherzutreten zu wollen.

Nach dieser Ehrenerklärung blieb Herrn v. Trescow schließlich gar nichts mehr übrig, als seine Klage gegen Sodenstern zurückzuziehen.

„Von roten Ketten macht euch frei...“

Wölkischer Volksgeisteswunder.

Die Wahlerfolge der Sozialdemokratie während der letzten Tage bereiten den Rechtsparteien begreifliche Unruhe. Wenige sprechen das offen aus. So schreibt Otto v. Schilling in der „Deutschen Zeitung“:

Wir kommen nicht drum herum. Die Wahlergebnisse in Hamburg und in Königsberg bedeuten schwere Niederlagen der bürgerlichen Parteien oder, anders ausgedrückt, sehr beachtliche Erfolge der Sozialdemokraten und der Kommunisten. Da hilft kein Erklären, Beschwichtigen und Beschönigen, die Tatsache ist unbestreitbar, daß die rote Flut wieder in starkem Anschwellen ist. Nächstes Jahr haben wir Reichstagswahlen, und mit erster Sorge denken wir deshalb schon jetzt daran, was sie uns bringen werden.

Was werden die Reaktionen dagegen tun? — Die Parole der „Deutschen Zeitung“ ist einfach und energisch: Immer feste druff. Anstatt in dem Reinsfall der Bürgerlichen ein Symptom des Stimmungsumschwunges bei den irreführten Wählermassen zu sehen, malt man das Schreckgespenst des Bolschewismus an die Wand, um zu zeigen, daß nur die kraftmeiarische Geste in der Außenpolitik und der rücksichtslose Kampf gegen den Sozialismus helfen kann. Das ist echt deutschnationale Mache. Nur daß sie etwas abgegriffen ist. Der Deutschen Volkspartei, die früher mit dem Motto „Von roten Ketten machte euch frei“ den Wahlkampf führte, hat diese Methode auch nichts nützen, nachdem gerade die Politik dieser Partei die Unfähigkeit der Reaktion in geradezu klassischer Weise erwiesen hat.

Beratung der Strafrechtsreform.

Das Problem des „Versuchs“.

Der Strafgesetzausschuß des Reichstags beschäftigte sich in mehreren Sitzungen mit den Bestimmungen des Strafgesetzentwurfs über den Begriff des Versuchs einer strafbaren Handlung. Nach § 26 soll wegen Versuchs und deshalb milder als wegen einer vollendeten Straftat derjenige bestraft werden, der den Entschluß, eine mit Strafe bedrohte Tat zu begehen, durch Handlungen betätigt, die den Anfang der Ausführung bilden oder nach dem Sachverhalt, den er sich vorstellt, bilden würden. Danach soll es im allgemeinen nur darauf ankommen, ob der Täter antritt, eine Handlung zu begehen, die den Anfang der Ausführung einer Straftat darstellt. Nur wenn der Versuch schon wegen der Art des vom Täter ausersehenen Mittels oder Gegenstandes überhaupt nicht zur Vollendung kommen konnte, soll nach dem Entwurf das Gericht die Strafe nach freiem Ermessen mildern und in besonders leichten Fällen von Strafe absehen können.

Schon die Berichterstatter Hampe (Wp.) und Emminger (Wp.) hatten gegen diese Bestimmung Bedenken geäußert. Genosse Dr. Levi begründete die zu § 26 gestellten sozialdemokratischen Abänderungsanträge, die ähnlich den demokratischen und kommunistischen das Ziel verfolgten, völlige Straffreiheit eintreten zu lassen, wenn jemand einen Versuch mit absolut untauglichen Mitteln am absolut untauglichen Objekt gemacht hatte. Unser Genosse führte aus, daß der langjährige Rechtsprechung des Reichsgerichts ein Ende gemacht werden müsse, nach welcher eine Frau schon strafbar sei, wenn sie sich irrtümlich für schwanger halte und harmlosen Tee als Abtreibungsmittel benutze. Gewiß zeigten absolut untaugliche Versuche manchmal eine sehr verdienstliche Gesinnung, z. B. wenn jemand bei beabsichtigtem Giftmord Gift kaufen wolle, aber vom Apotheker irrtümlich eine unschuldige Arznei erhalte und diese einem anderen ins Essen mische. Gewiß verdiene solch ein Mann Strafe, es sei aber besser, wenn zehn frei herumlaufen, von denen man sage, daß sie ins Zuchthaus gehörten, als daß einer ins Zuchthaus komme, von dem man nach dem Rechtsempfinden des Volkes sagen müsse, daß seine Bestrafung eine unerträgliche Härte darstelle.

Abg. Schulte (Ztr.) bezeichnete es als unerträglich, einen Verbrecher straffrei zu lassen, weil etwa der erbrochene Kassenstrahl

zufällig leer sei oder weil der Angegriffene kein Geld bei sich habe. Die Entscheidung müsse dem freien richterlichen Ermessen überlassen bleiben. Abg. Koenen (Komm.) widersprach der Erweiterung des freien richterlichen Ermessens und verlangte beim untauglichen Versuch völlige Straffreiheit. Ministerialdirektor Bumke verteidigte den Gesetzentwurf mit dem Hinweis darauf, daß dieselben Bestimmungen auch in den modernsten Gesetzen anderer Länder enthalten seien. Abg. Wunderlich (Wp.) bezeichnete die Einführung des freien richterlichen Ermessens als ein Dauergericht für die Richter.

Genosse Landsberg stimmte ihm zu und hob hervor, daß eine klare Stellungnahme im Gesetz selbst erforderlich sei. Die Verweisung auf das freie richterliche Ermessen sei die denkbar unglücklichste Lösung, sie sei auch des Gesetzgebers nicht würdig, da er entscheiden müsse und die Entscheidung nicht dem Richter überlassen dürfe. Der Gesetzgeber dürfe nicht vor der Konsequenz seiner eigenen Auffassung zurückweichen.

Bei der Abstimmung wurden die sozialdemokratischen, demokratischen und kommunistischen Anträge nur mit geringer Mehrheit abgelehnt. Schließlich wurde nach Annahme eines Zentrumsantrags, der nur geringe Verbesserungen brachte, der § 26 in der Gesamtabstimmung mit der knappen Mehrheit von 13 gegen 12 Stimmen angenommen, bei Stimmenthaltung eines Volksparteilers und der beiden Vertreter der Wirtschaftspartei.

Hinter verschlossenen Türen.

Nichtöffentliche Sitzung des bayerischen Untersuchungsausschusses.

München, 12. Oktober. (Eigenbericht.)

Der Untersuchungsausschuß des Landtages setzte am Mittwoch nachmittag seine Verhandlungen in nichtöffentlicher Sitzung fort. Der Zweck dieser Sitzung war, aus den Akten gewisse außenpolitische Fragen im Zusammenhang mit der Hitler-Bewegung, die im Frühjahr 1928 spielte, zu klären. Eingangspunkt der Sitzung entspann sich eine längere Geschäftsordnungsdebatte über die Frage der Zulassung von Landtagsmitgliedern als Zuhörer. Gegen drei Stimmen, darunter die sozialdemokratischen, wurde beschlossen, auf Grund des der Geschäftsordnung neu eingefügten § 27 die als Zuhörer anwesenden kommunistischen Abgeordneten auszuschließen. Dieser Paragraph, der durch den Beschluß des Landtages am 29. Juli 1924 gegen die Sozialdemokratische Fraktion der Geschäftsordnung eingefügt wurde, hat folgenden Wortlaut: „Bei Ausschluß oder Beschränkung der Öffentlichkeit sind Landtagsmitglieder nicht zuzulassen, die die Geheimhaltung der Beratung nicht gewährleisten.“ Der erfolgte Ausschluß der Kommunisten aus dem Untersuchungsausschuß ist die erste Anwendung der neu geschaffenen Geschäftsordnung. Nach dreistündiger Verhandlung verlagte sich der Ausschuß auf Donnerstag.

Monarchistische Reichswehr-Rundgebung.

Der „erhabene Regimentschef“.

Hannover, 12. Oktober.

Der Regimentstag der ehemaligen Königsulanen, der in Anwesenheit der Traditionseskadron des Reichswehrregiments 13 und vieler Reichswehroffiziere stattfand, wurde zu einer provokatorischen monarchistischen Demonstration mißbraucht. Oberleutnant a. D. v. Rahmer brachte ein Hoch auf das Regiment und den „erhabenen Regimentschef“ — den Flüchtling von Doorn — aus. Dieser konnte natürlich es sich auch nicht verkneifen, einen Kranz beim Denkmal niederlegen zu lassen und in einem Begrüßungsgramm die Gefallenen zu preisen, die ihr Leben „für König und Vaterland“ hingegeben hätten. Ein Teil der Feiertagsfeierlichkeiten, die im Zeichen dieser Monarchistenrundgebung standen, fand auf dem Hofe der Reichswehroberne statt. Die Teilnahme der Reichswehroffiziere steht in striktem Gegensatz zu dem Erlaß des Reichswehrministers, der sie an solchen Rundgebungen verbietet. Ober sollte die Befehlsgewalt des Chefs der Wehrmacht an den Toren von Hannover halt machen? Die republikanische Bevölkerung empfindet jedenfalls diese Parteinahme der Reichswehr als eine Herausforderung.

Der große Beginn.

Konzertumchau von Kurt Singer.

Das ist nun der Brauch von altersher: wenn der Leiter der großen Sphärischen Harmonischen Konzerte zum erstenmal wieder den Stab erhebt, dann ist die Berliner Saison eröffnet. So war es bei Nikisch, so bei Furtwängler. Dieses Vorgehen und Partizipativum ist zwar sicher nicht das ideal-mystische. Ein gut Teil sogenannter gesellschaftlicher Verpflichtung zwingt die Leute zum Konzertbesuch. Aber die Feierlichkeit der Erwartung ist groß, und dieser Stimmungseindruck dauert lange. Furtwängler hat für dieses Publikum das entsprechende Programm zusammengestellt. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Der eine liebt „Leinen“ Strauß, der andere Handt und Beethoven, der letzte eine Rouveauté. Im ersten sphärischen Konzert ist für alle und alles gesorgt, keiner kommt zu kurz. Furtwängler ist ein viel zu vornehmer, skandinavischer, erlebter Musiker, als daß er solche Buntheit anders denn als Einführung gütigst. Das Geheiß der Agentur und des Publikums-Hungers zwingt ihm ja außerdem die Solisten auf. Mit Elisabeth Reihberg konnte man zufrieden sein: eine reine, glöckliche, jubelnde Stimme, ein wunderbarer Ausdruck der Regier, ein in der „ah perido“-Arie noch kühler, bei Richard Strauß ausblühendes Temperament! Stärker als Professorefs interessanter, frohliche Ballett-Suite „Chou“, stärker auch als Straußens „Tod und Verklärung“, bei dessen Interpretierung der Dirigent manche veraltete Stäubigkeit großartig weghieß — stärker fesselte die Es-Dur-Sinfonie Haydns. Das war wirklich eine Meisterleistung Furtwänglers. So zart, so filigranartig, so aus dem Musikgeist des 18. Jahrhunderts heraus gearbeitet, erklang dieses Stück noch selten. „Arbeit“ ist das falsche Wort. Diese idyllische Musik schwebte mit leichter Grazie dahin, die Einheitslichkeit der Streicher war nicht zu überbieten; und der tiefe, träumerische Atem des Adonito wuchs sich zu einem Bekenntnis aus. Furtwängler verdiente für dieses Werk, für diese Leistung einer überlegenen Beherrschung, einer liebevollen Wärme, einer polenlosen Gestaltung den beherzten Beifall, der ihm zugetragen wurde.

Bei Emil Bohnte erklang die Ouvertüre „Donna Diana“ von Reynice sehr elegant und schmissig. Man war gespannt auf die beiden Aufführungen, für die sich ja der strebsame, eifernde Kapellmeister unentwegt einsetzt. Leider zwei fürchterliche Mißtonen, zwei Ausgeburten steriler Phantasie und dilettantischer Richtschnorei. Das Publikum langweilte sich trotz seiner Gütmütigkeit (und der Name des Komponisten sei wegen der Gütmütigkeit des Kritikers in Ehren verschwiegen). Frieda Siemens fehlt vielleicht jener Schwung im Klavierpiel, der den großen Virtuosen kennzeichnet. Was sie aber in Schumannschem Klavierkonzert A-Moll zeigte, war beachtliches Können, sichere Technik, gefanglicher Ton, rhythmische Präzision. Und das ist bei diesem schweren Werk schon recht viel.

Das russische Domra-Quartett, unter Führung des Professors Bjubina wick sich, nach seinem Erfolg bei der Frankfurter Musikausstellung, auch bei uns hören. Die Darbietungen haben vorwiegend ethnographische Interesse. Die Rapsinstrumente (Domra, Surna, Remanticha) werden virtuos gespielt, teils im Quartett russischer Volkslieder, teils als Begleitung zu Gefängen, die auf der

Bühne vorgetragen gehen. Eine Monotonie macht sich breit, auch wenn noch so echt und natürlich gesungen, getanzt wird. Großrußland, Weißrußland, Krim sind im Hintergrund des Podiums deutlich gemalt, als im Lied spezifisch gekennzeichnet. In der ersten Hälfte des Überlangens, von den Landsleuten des Moskauer staatlichen Ensembles sehr beifällig aufgenommenen Programms interessiert am stärksten jener junge Mensch (Nowitzki), der mit ungläublicher Eleganz und Sicherheit die Zimbel schlägt. Das zu sehen und zu hören war ein Genuß, der eben über das Maß wissenschaftlicher Freude weit hinausging.

Das Einführungsprogramm der „Volksbühnen“-Konzerte bestritt Heinrich Schlusnus, über dessen Qualität als Vieder- und Arienänger erst vor acht Tagen an dieser Stelle berichtet wurde. Die Stimmung, die sein Gesang trägt, überträgt sich auf den Hörer. Eine bessere Sonntagmorgensfeier braucht nicht erlassen zu werden. Dennoch möge eine Vied-Matine in den Konzerten der Volksbühne vereinzelt bleiben. Ueber ihre eigentlichen Aufgaben gibt das Programmheft vernünftige Auskunft. Aber zwischen die „großen“ Konzerte muß noch aus „Allgütiggründen“ einmal ein kleines eingeschoben werden. Die „Dobannes-Passion“ folgt noch in diesem Monat. Es wäre zu empfehlen, daß zur Erleichterung des Verständnisses regelmäßig Einführungsparole gesprochen, nicht nur geschrieben werden.

Die 15jährige Lily Dymant, früher Schülerin von Jenny Krause, jetzt von Georg Bertram, ist eine außerordentliche pianistische Begabung. Sie packte den selten gepielten Krakowik von Chopin mit großer Leidenschaft an und wurde dennoch durch das Tempo nicht in die Enge getrieben. Ihre Fingergeläufigkeit ist vollendet, und in keinen Ausbiegungen, Kubats, dynamischen Akzenten zeigt sich die kommende Meisterin leidersprechend an. Leo Biech war ihr Führer am Orchester der Sphärischen Harmoniker.

Der überfüllte Beethovenaal jubelte dem Liebling der Städtischen Oper, Maria Jovogün, zu. Die leider halbhohe Sphärische Harmonie konnte beim Spiel Miska Elmans merken, daß er — nach vorübergehendem Schwanken — wieder auf einer seltenen Höhe der feilschen Bereitschaft, des ausdrucksvollsten Vibrato, der fulminantesten Technik angekommen ist. Seine Vielseitigkeit ist einzig, und er verdient mehr, viel mehr Beachtung als derer, die von ihren Speziallieblingen nicht abzubringen sind.

Wandlung.

„Vor zwanzig Jahren, als ich Sie kennen lernte, protegierten Sie einen Kreis den jungen Dichtern. Was ist aus denen geworden?“ So fragte ich beim zufälligen Wiedersehen einen bekannten Schriftsteller. Er wiegte melancholisch sein lach gewordenes Haupt: „Was aus den jungen Dichtern geworden ist? — Sie sind alt geworden.“

Das fiel mir ein, als ich jetzt in der „Frankfurter Zeitung“ die begeistertsten Werke eines jungen Dichters der Reichsheitsliebe las. „Es ist für alle — nun eine böse Zeit, — die sich zur Bebe — der Liebe bekennen, — der Menschen erlösenden, — weitmüllenden, — zukunftsgläubigen Liebe.“

So hebt er an, der selbstverständlich den Mut hat, gegen seine Zeit das Banner der Reichsheitsliebe zu erheben. Und er befragt

das heutige Geschlecht, das dem harten Metall gleicht, aus dem es weltbeherrschende Wunder, unmöglich scheinendes schafft:

„Aber es fehlt ihm — dennoch das Beste: — fehlt die Liebe — die schlichte doch, — die herzensirrend — das All umfaßt — und jedes einzelnen — Glück erntet.“

Rur wenige sind es, so singt der Dichter weiter, die das Banner der kämpfenden Liebe hochhalten, das dem Slogesswagen der Menschheit vorausfahret. Natürlich ist er selber einer der Wenigen. Er erträgt es, von der gedankenlosen Menge Lor und Träumer genannt zu werden. Er rechnet sich zu denen,

die nicht gelernt — der Jugend Schwärmerleid — starkmütig abzutun, — die statt zu genießen, — was gegenwärtig und nah — den freudbegehrenden Sinn reizt — auf künftige Zeiten hoffen — und auf das werdende Gute.

Erhabener Kraft bedarf es freilich und eisernen Nutes, um in diesem Kampf nicht zu verjagen. Aber er, der Dichter, hat diese Kraft. Er ermahnt nicht im heiligen Glauben, dem einzigen, der ihm blieb, im Glauben an die Liebe:

gewaltiger ist als jede Gewalt — im Herzen des Menschen die Liebe, — welche die Schwester des Lichtes ist, — Herrin der Welt ist die Liebe.

Und wer ist der junge Dichter, der nicht gelernt hat, der Jugend Schwärmerleid abzutun? Er ist nicht, — er war! Er nämlich heißt Alfred Hugenberg, Reichstagsabgeordneter der Deutschnationalen Partei, Befehliger und Dirigent der großen nationalen Verlobungsfabrik, des gewaltigen Kriegsbegeapparates, bestehend aus Zeitungstrust, Nachrichtenendienst und Kinokonzen. Was er einstmal gedichtet — lang lang ist's her — findet sich als Schlußgedicht einer Anthologie, die Karl Henell Wille der achtziger Jahre herausgegeben hat, neben Versen von Otto Erich Hartleben und anderen Sturmern und Drängern dieser Periode.

Wie schön ist doch jugendlicher Idealismus, wenn er den rechtzeitigen Anschluß an das zinstarrende Engrossgeschäft mit geistiger Armutsware nicht verpaßt. Es ist nun wieder „eine böse Zeit für alle, die sich zur Bebe der Liebe bekennen“, denn sie müssen sich durchsetzen gegen den leichtsten Spott und die plebsfähige Verleumdung des wohlorganisierten Hugenberg-Konzerns, sie müssen potenziert durchmachen, was der Schöpfer dieses Konzerns einst als Pos des Idealisten beklagte. Wahrlich, „erhabenen Nutes und eiserner Kraft bedarf es“ singt der Dichter Hugenberg. Denn er hat den Verleger und Konzernverleger Hugenberg offenbar vorausgesehen.

Jonathan.

Kriegsbilderausstellung. Ernst Volkbehr zeigt im ehemaligen Hotel Bellevue am Potsdamer Platz Kriegsbilder. Die sachliche Ehrlichkeit der Ausstellung berührt sympathisch — wenn man dieses freundliche Wort angesichts eines so graufigen Objekts gebrauchen darf. Nur zwei Bilder in der ungeschönen Fülle der witzlichen Kriegsbildstellungen geben etwas wie Schönheitsgefühl. Nicht im Sinne von Nikisch; aber das Materialische hat hier so sehr über das Menschliche in Volkbehr gefiegt, daß diese beiden „Cazarett-bilder aus Laon“ im inneren Sinne keine Lazarettbilder mehr sind. Zum warmen Grün der Bettdecken, das in einer Pfüt von Licht aufleuchtet, bringt das Rot eines Blumenstraußes, das Rol-

Konkordatsfolgen.

Die Kirche gegen die historische Wahrheit!

Es ist bekannt, daß die Kirche nicht nur das private Leben der Lehrer auf Grund der ihr im bayerischen Konkordat gegebenen Rechte auf Verstöße gegen die kirchlichen Anschauungen durchsucht, sondern vom Staat auch verlangt, daß er sich zum blinden Vollstrecker des kirchlichen Willens macht.

Darüber hinaus aber macht sich die katholische Kirche in Bayern an, auch die schriftstellerische Tätigkeit der Lehrer, die gar nichts mit der Schule zu tun hat, zu „überwachen“ und als Grundlage für Verfolgungsmaßnahmen zu benutzen.

Dies wird bezeugt durch einen im bayerischen Unterfranken spielenden Fall, der für die Beurteilung der kirchlichen Auffassung über die Rechte und die Aufgabe der Lehrer an den Konfessions-schulen besonders im Hinblick auf das Reichsschulgesetz von Bedeutung ist.

Der Hauptlehrer Englerl in Dellingen (Bayerisch-Unterfranken) hatte im Jahre 1925 ein Buch verfaßt und im Buchhandel erscheinen lassen: „Der Bauernkrieg, die deutsche Revolution von 1525, dem Volk erzählt von R. Englerl“. Vorausgegangen war der Veröffentlichung in Buchform des Erscheinens der Arbeit in der Würzburger Zeitung der Sozialdemokratie. Gegen diese Schrift hat nun das Bischöfliche Ordinariat Würzburg Stellung genommen und von der bayerischen Regierung die Entfernung ihres Verfassers von seiner Schulkasse und den Ausschluß von jeder anderen Schulkasse an einer katholischen Schule in der Diözese Würzburg verlangt. Des weiteren verlangte das Ordinariat, daß alle etwa in Schüler- und Lehrerbibliotheken (!) vorhandenen Exemplare der Schrift aus der Bibliothek entfernt würden.

Als Grund für dieses furiose Verlangen — das aber eine unmittelbare Frucht des Konkordats darstellt — führt das Ordinariat an, daß das Buch Angriffe gegen die Geistlichen und die Kirche jener Zeit (1525) enthalte. Die im Verlauf der Untersuchung gegen den Verfasser Englerl gestellten Fragen des bischöflichen Ordinariats sind zu bezeichnend für die Auffassung, die die Kirche von ihren Rechten gegenüber der Schule und Lehrer hat, als daß wir sie nicht im Wortlaut wiedergeben sollten. Das bischöfliche Ordinariat stellt unter Bezug auf Artikel 5 § 1 des bayerischen Konkordats vom 29. März 1925 folgende Gegenfragen:

1. Ob es etwa eine Heidentat für einen katholischen Lehrer der Gegenwart ist, die Schäden seiner heiligen Mutter der Kirche vor 400 Jahren, die schon vor ihm von Freund und Feind eindeutig und hinreichend bekannt gemacht waren, noch einmal in einer Schmähschrift zusammenzutragen und dem Volk zur Irreführung vor Augen zu halten;

2. ob diese Tat eines Sohnes der katholischen Kirche, eines katholischen Lehrers in katholischer Schule etwa als eine Ehre und Freude für die Kirche aufgenommen werden kann und als eine Verteidigung ihrer Lehre, wie sie die Kindespflicht für jeden Katholiken ihr gegenüber verlangt;

3. ob es zur Dienstpflicht eines katholischen Lehrers in der katholischen Schule der Gegenwart gehört, außerhalb der Dienstzeit und außerhalb der Schule seine heilige Mutter, die Kirche, immer noch im Kot und Schmutz vor 400 Jahren herumzugerren...

Der Verfasser der Schrift hält dem entgegen, daß das Buch nur geschichtlich bekannte und erwiesene Tatsachen bringe. Das bischöfliche Ordinariat hat auch keinen Versuch gemacht, diese Behauptung zu widerlegen. Der Verfasser führt in seiner Verteidigung gegenüber der Regierung sogar an, daß er das ihm zur Verfügung stehende Material, „das zum Gunsten der Kirche gelaute hätte, nicht benutzt oder die Darstellung gemildert“ habe. Den gestellten Fragen hält er folgende entgegen:

1. Ob ein katholischer Lehrer die Wahrheit über die Schäden der Kirche vor 400 Jahren dem Volke gegenüber aufdecken darf;

2. ob diese Tatsache als ein Angriff auf die Kirche der Gegenwart und die Lehren derselben angenommen werden darf;

blau französischer Uniformen einen trüblichen Zusammenklang, der sich beruhigend in dem Feldgrau der an der Wand aufgehängten Uniformstücke auflöst. Das gibt eine Stimmung absoluter Heiterkeit, in die die Soldaten ohne Kontrastwirkung hineingebettet sind. In dieser Ausstellung, die sicherlich weit mehr Wert auf pöbliche Echtheit legt als auf künstlerische Vollkommenheit — auf vielen Bildern hat sich Volkweh bestreuen lassen, daß sie in den vordersten Linien gemalt seien —, in dieser Ausstellung wirken solche Bilder, über die man nur vom künstlerischen Standpunkt diskutieren könnte, falsch. Alles andere, soweit es sich mit dem Kapitel „Krieg“ befaßt, will nichts als „Schlachtfeld“. Es gibt keine mauerischen Schlachtenbilder mit Helmbüchsen. Es gibt überhaupt wenig Menschen auf diesen Bildern. Denn dieser Krieg wurde hinter Schutzwällen, in Gräben geführt; gegen unsichtbare Gegner. Und so hat ihn Volkweh gemalt. Man sieht Gräben, Gräben; zerlegte Bäume, zerstörte Häuser. Wirkung unseres 42-cm-Geschosses. Nebenbei sieht man an einem zerfallenen Haus, daß ein Geschoss von nur halb so großem Durchmesser auch schon ganz erfolgreich arbeitete. Dann ein Bild „Begräbnisstätte von Franzosen“. Vielleicht von Franzosen im Stich gelassen. Vielleicht waren auch die Deutschen gerade dabei, die Toten zu begraben und Volkweh hat sie vorher gemalt. „Die Toten“ kann man eigentlich nicht recht sagen. Denn was da auf einem Haufen fürchterlich zusammenliegt, scheinen Städte von Menschen zu sein, in buntem Durcheinander mit Kleiderstücken und anderen leblosen Dingen. Doch im allgemeinen ist Volkweh keine Räte Kollwitz, kein Otto Dix; nicht ein Anführer der Gesellschaft und nicht ihr Richter. Nur ihr Spiegel, uninteressiert wie dieser; aber auch wie dieser begierig auf jedes Objekt — und ehrlich. Das genügt hier. Schade, daß die Ausstellung eine Markt Eintritt kostet. Viele sollten sie sich ansehen. — Neben den Kriegsbildern gibt es noch eine Reihe von Typen- und Stimmungsbildern aus den ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika und eine umfangreiche, sehr schöne Sammlung von afrikanischer Eingeborenenkunst. Trude C. Schulz.

Mag. Derb veranstaltet am Sonntag vormittags 11 Uhr eine Führung durch die Ausstellung österrömisches Kunstwerk im Berliner Schloss. Die Zahl der Teilnehmer ist beschränkt. Karten à M. 1.— durch die Geschäftsstelle der Deutschen Kunstvereins im Berliner Schloss 2. Die Ausstellung bleibt bis zum 6. Nov. von 9 bis 7 Uhr und Sonntags von 10 bis 3 Uhr geöffnet.

Die Schlußführung von Gerhard Hauptmanns Schauspiel „Dorothea Bergermann“ Dienstag, den 18. ist bereits ausverkauft.

Eine Hochschülervereinigung für Osteuropa. In Zürich hat sich ein Alldeutscher gebildet, der Zweck des kommenden Semesters die Gründung einer Schweizerischen Hochschülervereinigung für Osteuropa vorzunehmen will. Das Ziel dieser Vereinigung, die im Rahmen der pan-europäischen Organisation Coudenhove-Kalergi wirken will, soll neben dem Studium der internationalen Fragen vornehmlich die Ausbreitung der Völkerverständnis in den Kreisen der Studierenden sein. Mit der bestehenden Hochschülervereinigung für den Völkerverbund ist eine enge Zusammenarbeit geplant.

Deutsche Wissenschaft in Moskau. In Moskau soll ein Medizinisches Institut eingerichtet werden, dessen Kontrolle deutschen und russischen Gelehrten gemeinsam übertragen wird. Auch plant man dort für die nächste Zeit die Abhaltung einer „Woche der deutschen Wissenschaft“, bei der man auf die Beteiligung zahlreicher deutscher Gelehrter rechnet.

3. ob es zu der Dienstpflicht des Volksschullehrers gehört, die Wahrheit über die Schäden der Kirche und ihre Mitschuld am Bauernkrieg zu unterdrücken.

Die Regierung hat sich bisher noch nicht zu einer Entscheidung des Falles aufgeschwungen. Die ganze Art aber, in der der Lehrer Englerl aufgefordert wurde, sich zu den „Verfehlungen“ des Schriftstellers Englerl zu äußern („Zu dem Urteil des bischöflichen Ordinariats haben Sie sich eingehend zu äußern“) zeigt zur Genüge, daß die Regierung nur zu sehr geneigt ist, die Kirche auf Grund des Konkordats als die dem Lehrer auch außerordentlich übergeordnete Macht anzuerkennen!

Das Reichsschulgesetz.

Eine Doppelvorlage der Reichsregierung?

Das Reichskabinett wird sich am Freitag mit dem Reichsschulgesetzentwurf, wie er sich nach den Beschlüssen des Reichsrats gestaltet, befassen. Es ist wahrscheinlich, daß die Reichsregierung dem Reichstag eine Doppelvorlage zugehen läßt, d. h. ihren eigenen Entwurf in unveränderter Fassung und den Entwurf in der Gestalt, wie er vom Reichsrat verabschiedet worden ist, einbringt.

Das Attentat auf Alfons.

Oder: die mysteriöse Geschichte einer merkwürdigen Ente.

Eine Pressefehde, die zwischen den beiden größten deutschen bürgerlichen Nachrichtenagenturen Wolff und TL. ausgetragen wird, beleuchtet in außerordentlich interessanter Weise die Praxis der Sensationsmache gewisser bürgerlicher Organe. Attentate auf Könige sind bekanntlich ein begehrter Artikel; Nachrichten darüber nehmen sich mit Schlagzeilen und Fettdruck auf der ersten Seite der Generalanzeigerpresse glänzend aus und machen dem lieben Mitbürger klar, was für schlechte Keris doch eigentlich diese roten Republikaner sind. Dieser gefühlsmäßige Umstand mag wohl dafür bestimmend gewesen sein, daß am 13. September die Telegraphen-Union eine Nachricht verbreitete, die den Stempel der Tartarenmeldung weitin sichtbar trug. Ausgerechnet über Agram (Südslawien) wurde nämlich gemeldet, daß nach Funkgesprächen von Havas und Reuters, also von Paris und London, der König Alfons von Spanien in Madrid durch ein Attentat schwer verwundet und ins Hospital transportiert, sein Begleiter getötet worden sei. Alfons sei darauf sofort operiert worden; man zweifle jedoch an seinem Aufkommen.

Der Agramer Korrespondent der Telegraphen-Union muß wohl ein spirituell begabtes Funkmedium gewesen sein. Die Meldung wurde nämlich sofort von besser unterrichteten Stellen demontiert, und auch die genannten Telegraphen-Agenturen Havas-Agram und Havas-Paris wußten nichts davon, ein solches Telegramm empfangen oder gegeben zu haben. Durch das Dementi geriet die Telegraphen-Union in große Verlegenheit. Sie wälzte die ganze Schuld auf das Agramer Bureau der Havas ab, behauptete aber, sie hätte in Agram sich noch einmal vergewissert und wieder einen falschen Funkpruch der Havas-Agentur als Bestätigung erhalten. Eine romantische Geschichte! Die Agence Havas erklärte, daß die Telegraphen-Union an sie nach Paris jedenfalls keinerlei Anfragen über den Ursprung der Depesche gerichtet hat — was doch am nächsten gelegen hätte. Freilich betont die TL. in ihrer neuesten Verteidigungsschrift, sie hätte nicht die Direktion, sondern die Redaktion der Agence Havas in Paris um Auskunft ersucht. Wertwärtig bleibt, daß die Direktion sich nicht vor ihrem Dementi vergewissert haben sollte, was am 13. März in der Redaktion für Anfragen eingegangen sind. Es ist also ganz offenkundig, daß die TL. einem leichtfertigen Korrespondenten oder einem unzuverlässigen Gewährsmann aufgegeben ist. Das kann schließlich jedem einmal passieren, obwohl derartige Alarmmeldungen von vornherein die größte Vorsicht erfordern. Es wäre gewiß nicht darauf angekommen, die Meldung so lange zurückzuhalten, bis die spanischen Auslandsbüros zu ihr Stellung nehmen konnten. In jedem Falle durfte man nicht zögern, den Irrtum sofort zuzugeben, und jede unnötige Beunruhigung zu vermeiden. Stattdessen verteilte die Telegraphen-Union noch vier Tage später die mindestens sehr merkwürdige Entdeckung der Meldung. Und noch jetzt befehlen sich die Bureaus wegen der schönen Ente.

Behrlich für den Zeitungsleser ist der Fall besonders darum, weil er wieder einmal zeigt, wie leichtfertig man in diesen bürgerlichen Blättern dem Sensationsbedürfnis erliegt und wie notwendig es ist, sich an die Arbeiterpresse zu halten, die jede derartige Sensationsmache ablehnt und bemüht ist, von den politischen Tatsachen objektiv zu berichten. Die Speiserche, die sich an der spanischen Attentatsnachricht begeistert hat, wird sich diesmal rasch wieder beruhigt haben. Welcher Schaden aber konnte entstehen, wenn eine derartige Meldung in eine politische erregte Zeit hineingeraten wäre, in der ein politischer Zündstoff leicht von einem Land zum anderen hinüberfliegt und Unruhe herbeiführen kann.

Volkstrauer in Budapest.

Am Aurel Stromfeld.

Budapest, 12. Oktober. (Eigenbericht.)

Aurel Stromfeld, ein treuer Kämpfer der Sozialdemokratie früherer Verfassungsjahre und im Krieg Räte-Lingarns um die Slowakei Generalsekretär, ist in Budapest, nur 49 Jahre alt, an Diphtheritis gestorben. Die Arbeiter der Großbetriebe verließen am Mittwoch um 2 Uhr geschlossen die Arbeit, um am Begräbnis teilzunehmen.

Rumänische Raubgelüste.

Sie wollen den siebenbürgisch-sächsischen Kulturfonds einsehen.

Hermannstadt, 12. Oktober.

Ein Artikel des Bukarester Blattes „Univerul“, an dessen Spitze der rumänische Kriegsminister Popescu als Direktor steht, vertritt die Absicht, das Vermögen der 700jährigen sächsischen Gemeinshaft, der sogenannten sächsischen Universität, das ausschließlich für kulturelle Zwecke Verwendung findet und 100 Millionen Flk darstellt, in die Hände der Rumänen zu spielen. Das Vermögen wurde bisher von einer aus 20 Mitgliedern bestehenden Vertretung der sächsischen Universität verwaltet, die von den Städten Hermannstadt, Kronstadt, Scherzburg, Broos, Mühlbach, Mediasch und Bistritz sowie von elf Bezirken des sogenannten Königsbodens gewählt wurde. „Univerul“ fordert, daß das ganze Gebiet, wo die Sachsen sporadisch leben, zu einem einheitlichen Bezirk vereinigt wird, und sämtliche Bewohner dieses Bezirks auf Grund

des allgemeinen Stimmrechts die 20 Vertreter zur Verwaltung des Vermögens wählen, wodurch den Rumänen eine Zweidrittelmehrheit gesichert werden könnte.

Leipzig macht Schule.

Ein Hochverratsprozess in Polen.

Der Lemberger Mechaniker Jakob Kämpel war Redakteur der sächsischen linksradikalen Zeitschrift „Das Wort“; in vier Monaten erschienen sechs Nummern dieser Zeitung, in jeder wurden einzelne Artikel wegen Verbrechens der Störung der öffentlichen Ruhe, einmög wegen Hochverrats, konfisziert. Nun wurde der Redakteur verhaftet und

nach viereinhalbmonatiger Unterwerfungshaft

wegen Hochverrats und Störung der öffentlichen Ruhe unter Anklage gestellt. Die „Störung der öffentlichen Ruhe“ sollte durch auszugswise Wiedergabe einer Rede des kommunistischen Abg. Sackacki im Sejm begangen sein. Die Staatsanwaltschaft und das Kreisgericht in Lemberg „vertreten“ die „Anklage“, daß die Immunität nur einer vollständigen Rede, nicht aber einzelnen Teilen zukomme! Die Anklage wegen Hochverrats stütze sich auf folgende drei Sätze eines Artikels:

Wir dürfen nicht auf den Endsieg warten, sondern müssen ihn tätig vorbereiten; das heißt: wir müssen die Massen zum Kampfe gegen Faschismus und gegen die kapitalistische Regierung, zum Kampfe um das alltägliche Brot mobilisieren. Wir müssen die sächsischen Arbeitermassen zum Kampfe gegen Faschismus, gegen die Exterminationspolitik und für die unentgeltliche, weltliche Schule in der Muttersprache des Kindes mobilisieren. Wir dürfen nicht für einen Moment vergessen, daß unsere Forderungen nur die Arbeiter- und Bauernregierung reiflos erfüllen wird.

Obwohl in Polen dem Gesetz nach eine Zensur nicht existiert, hatte Kämpel sie für seine Zeitschrift freiwillig eingeführt. Er ließ jede Nummer nur in sechs Exemplaren drucken, die er drei Tage vor dem Erscheinen des Blattes vorlegte; nach der Zensur wurden die konfiszierten Stellen weggelassen, so daß sie nie an die Leser gelangten.

Dies hinderte aber den Staatsanwalt nicht, die

Todesstrafe für Kämpel zu verlangen.

und zwar mit der Begründung, daß die konfiszierten Artikel von dem Schriftsteller bestimmt, von dem Burschen aber, der die Zeitung zur Zensur brachte, wahrscheinlich, und zuletzt von dem — Pressestaatsanwalt doch gelesen wurden und daher in die Öffentlichkeit gelangten! Zur Beruhigung der Geschworenen aber versicherte ihnen der Ankläger, daß die Todesstrafe nicht vollzogen, sondern im Gnadenwege in einer Freiheitsstrafe umgewandelt werden wird!

Trotz dieser „Beruhigung“ verneinten die Geschworenen einstimmig den Hochverrat, mit sieben Stimmen die weitere Teilnahme an diesem Verbrechen, bejahen dagegen das Verbrechen der Störung der öffentlichen Ruhe, wofür der Gerichtshof den angeklagten Redakteur zu sechs Monaten schweren Kerkers, verschärft durch Fasten und hartes Lager, verurteilte; wegen der abigen Sätze, die überdies niemand zu Gesicht bekommen hat. Der Staatsanwalt hat wegen der „niederem“ Strafe die Berufung angemeldet.

Ein ukrainischer Abgeordneter verschwunden.

Warschau, 12. Oktober.

Die Lemberger ukrainischen Blätter melden, daß der Sejm-Abgeordnete Paschtschulspurius verschwunden sei. Er gehörte früher der kommunistischen Gruppe im Sejm an, ist aber später ausgetreten. Ukrainische Blätter Lembergs machen Andeutungen, daß Paschtschul den Kommunisten un bequem geworden sei und daß sie vielleicht genaueres über dieses geheimnisvolle Verschwinden wüßten.

Boykottiert Smetona-Woldemaras!

Aufforderung der litauischen Flüchtlinge.

Riga, 12. Oktober. (Eigenbericht.)

Die hier weilenden Litauer, natürlich mit Ausnahme faschistischer Parteiläufer des Smetona-Kreises, haben folgende Kundgebung beschlossen:

„Die Versammlung der litauischen Arbeiter und politischen Flüchtlinge richtet angesichts der Schreckensherrschaft der faschistischen Regierung in Litauen, die ganz Litauen in ein Gefängnis für das Arbeitsvolk und die Intelligenz verwandelt, an die Regierungen aller demokratischen Staaten, insbesondere aber die Außenminister der baltischen Staaten die dringende Aufforderung, die faschistische Regierung Smetona-Woldemaras zu boykottieren, da jede Beziehung zu dieser Regierung den Faschismus in Litauen stärkt und damit die Hoffnungen des litauischen Volkes verringern muß, das einen schweren Kampf für ein zukünftiges, freies Litauen kämpft.“

Flüchtlingslager in Tilsit.

Die Stadt Tilsit errichtet eine Anzahl von Barackenbauten aus den 150 000 M., die das preussische Innenministerium zur Verfügung gestellt hat, als Vorbereitung für Grenzüberbreitung solcher Remittanden, die für Deutschland optiert haben und nun vielleicht vertrieben werden.

Die Putzregierung beschwert sich beim Völkerbund!

Woldemaras hat an den Völkerbund eine Beschwerde über die (bereits eingestellte) Litauerunterdrückung im Bistnagelbiet durch Polen gerichtet. Das sollte Deutschland den Anlaß geben, die Remittanden dem Völkerbund vorzulegen.

Aus dem D-Zug gestürzt.

Auf der Strecke Berlin—Stettin.

Als gestern Abend der D-Zug Nr. 14 auf dem Stettiner Bahnhof ankam, fanden die Beamten die Tür eines Wagens offenstehen. Nachdem sämtliche Fahrgäste den Zug verlassen hatten, wurden zwei herrenlose Koffer aufgefunden. Die Strecke, die der Zug durchfahren hatte, wurde abgeleuchtet, und zwischen Bernau und Jernpernia, in der Nähe des Kilometersteins Nr. 20, wurde eine männliche Leiche gefunden. Der Schädel war zertrümmert und beide Beine abgefahren. Aus vorgefundenen Papieren geht hervor, daß der Tote ein Kapitän Wodrich aus Becling in der Uckermark ist. Die Polizei wurde sofort von diesem Vorgang in Kenntnis gesetzt. Ob es sich um ein Verbrechen oder einen Unglücksfall handelt, kann zurzeit noch nicht gesagt werden.

Die Pariser Polizeirazzien haben wieder 11 Ausländer „eingebrahrt“.

Neuer Rekordwahn der Ozeanflieger.

Trotz schlechten Wetters wird geflogen.

Das deutsche Heinkel-Flugzeug schon gelandet.

Das Heinkel-Wasserflugzeug D 1220, das unter Führung des Piloten Werh gestern um 13.21 Uhr in Warnemünde zum Fluge nach Amsterdam aufgestiegen war, meldete nach etwa einständigem Fluge funktentelegraphisch an die Warnemünder Werft, daß es, anscheinend infolge Kühlerdefektes, Kühlwasser verliere und daß das Flugzeug seinen Anker verloren habe. Nach mehrmaliger Funkverständigung über den Umfang dieses Defektes funkten dann die Heinkel-Werke um 14.45 Uhr der Maschine, daß unter diesen Umständen eine Landung zweckmäßig sei. Das Flugzeug befand sich bei Empfang dieser Aufforderung nördlich von Hamburg in der Nähe des Kaiser-Wilhelm-Kanals und lag dann um 15 Uhr bei Brunsbüttel auf der Elbe nieder. Die Landung erfolgte glatt. Die Maschine wurde in den Kaiser-Wilhelm-Kanal geschleppt, damit hier im ruhigen Wasser die Reparatur des geringfügigen Schadens erfolgen konnte. Der Defekt dürfte im Laufe der Nacht bereits behoben sein. Der Weiterflug nach Amsterdam soll am heutigen Donnerstag früh erfolgen. Entgegen anders lautenden Nachrichten muß betont werden, daß die Heinkel-Werke den Piloten angewiesen haben, unter allen Umständen zunächst in Amsterdam eine Landung vorzunehmen, da hier erst über die weitere Route, die voraussichtlich nach Lissabon führen wird, beraten werden soll. Auch im Laufe des gestrigen Tages wurde vom Kanal, von der Diskaya und von der spanischen Küste schlechtes Wetter gemeldet.

Zimmer wieder haben wir darauf hingewiesen, daß es absolut sinnlos und dem Ansehen der Fliegerart abträglich ist, wenn Ozeanflüge gemacht werden, bei denen ein Gelingen zumindest in hohem Grade zweifelhaft erscheint. Rungesser und Golt, die Toten des Honolulul-Fluges und die Opfer der letzten Versuchsjahre, die beiden Kontinente Amerika und Europa im Flugzeug zu überqueren, sollten eine zu ernste Warnung sein. Erfreulicherweise machten verschiedene Regierungen, so Kanada und der französische Kriegsminister Painlevé, ernsthaften Ansätze, schlecht fundierte Versuche zur Überfliegung des Ozeans überhaupt zu verbieten. Leider scheinen die Warnungen nicht gehört worden zu sein. Wieder sind von Amerika aus zwei Maschinen gestartet. (Der Start des „Dawn“ ist, wie unten mitgeteilt, nicht bestatigt. Die Red.) Die eine führt eine Flugführerin, die andere ein junger Fliegeroffizier.

Und als wenn gerade die Frau nach dem tragischen Tode der Prinzessin Löwenstein und der amerikanischen Honolulu-Fliegerin einen besonderen Ehrgeiz darauf legte, aus reiner Rekordsucht gleichfalls den Ozean zu überfliegen, befindet sich auf dem „Dawn“ des Fliegerleutnants Stutz Wih Grayson, Wilsons Nichte. Vollkommen rätselhaft muß es erscheinen, daß Wih Elders, die Flugführerin, mit einer einmotorigen Landmaschine ohne Funk-einrichtung gestartet ist. Heißt das nicht, mit dem Schicksal spielen? Heißt das nicht, was vielleicht noch wichtiger ist, in leichtfertiger Weise das eigene Menschenleben aufs Spiel setzen und zugleich der Zukunft des Flugverkehrs Schaden?

Amerika ist das Land sportlicher Ueberspanntheit und sportlicher Rekorde bis dort hinaus. Aber auch die deutschen Flieger haben Veranlassung, das zu überlegen, ob sie nicht gerade in der Frage der Ozeanüberquerung im Flugzeug in ihren Ankündigungen sehr viel vorsichtiger werden sollten. Gestern wurde vermeldet, daß D 1220 in Warnemünde startbereit wäre. D 1220 ist aufgestiegen, um nach noch nicht drei Stunden bei Brunsbüttel zu landen, weil sich gleich zu Beginn des Fluges ein Defekt am Kühler herausstellte. Zudem verlor die Maschine den Anker. Ein so schlecht vorbereiteter „Flug über den Ozean“ schadet nicht nur der betreffenden Gesellschaft, sondern dem deutschen Flugwesen überhaupt. Der Pilot Boose hat in Lissabon vernünftigerweise seine Absicht angekündigt, nach Deutschland zurückzukehren, weil die Witterungsverhältnisse über dem Ozean denkbar ungünstig sind. Das sollten sich seine Kollegen und die Direktoren der verschiedenen Flugzeuggesellschaften zu Gemüte führen und alle törichten und ausschichtslosen Versuche unterlassen. Fragen des nationalen Prestiges dürfen in diesem Falle keine Rolle spielen!

Die meisten dieser Flüge sind ja doch für die Verkehrsflieger ohne jede Bedeutung. Im Gegenteil, sie sind schädlich. Schluß damit! Jeder Reichsflieger wäre verdächtlich!

Paris, 12. Oktober.

Der Start des Flugzeuges „Dawn“ zum Fluge Amerika—Kopenhagen mit Frau Grayson und zwei Begleitern an Bord ist noch nicht bestatigt. Nach einer Meldung und nach einer Auslassung aus amerikanischen Quellen mit Frau Grayson erst das Ergebnis des Fluges der Wih Elders abwarten.

musste ausgeschaltet und die Befestigung auf die parallelaufenden Kabel verteilt werden. Die notwendigen Umschaltungen brachten die Stromunterbrechung mit sich, von der besonders der Norden und die Außenbezirke Tegel, Pantow, Charlottenburg, Neutölln, Köpenick usw. betroffen wurden. Die City blieb diesmal von der Katastrophe verschont, da hier die Speisung des Kraft- und Lichtnetzes durch Batterien erfolgt. Gegen 1/9 Uhr war der Schaden wieder behoben. Überall flammte das Licht wieder auf und die Straßenbahnen konnten ihren Betrieb aufnehmen.

Um den Mörder Böttcher.

Vor der Entscheidung über die Hinrichtung.

Entgegen anderen Meldungen ist, wie man von zuständiger Stelle erfährt, über das Gnadengesuch des vor einigen Monaten vom Schwurgericht III zweimal zum Tode verurteilten Mörders der Gräfin Lamsdorff und der Senta Ederi Karl Böttcher vom Staatsministerium noch nicht entschieden.

Das Gnadengesuch der Rechtsanwältin Dr. Arthur Brandt und Dr. Mendel ist gegenwärtig bei dem Gnadenbeauftragten im preussischen Justizministerium zur Bearbeitung. Nach Erstattung des Berichts an den Justizminister haben sich noch verschiedene Gnadenstellen zu äußern, so daß es noch einige Zeit dauern wird, bis die Entscheidung fällt, ob Karl Böttcher hin-

gerichtet werden soll. Inzwischen haben auch die Verteidiger Dr. Brandt und Dr. Mendel die Vermittlung parlamentarischer Kreise angerufen, um eine Hinrichtung zu verhindern, indem sie auf die schwabenden Verhandlungen im Reichstag über die Abschaffung der Todesstrafe verweisen. Die Ueberführung Böttchers nach Böhmensee erfolgte, weil die sogenannten Mörderzellen dort eine besonders sichere Verwahrung der zum Tode Verurteilten gewährleisten. Sie sind außergewöhnlich stark gebaut und werden ständig beobachtet.

Hierzu ist zu bemerken: Das preussische Staatsministerium hat seit der Revolution bei Todesurteilen fast immer von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch gemacht. Wir hoffen, daß dies auch im Falle Böttcher geschehen wird. Gewiß sind seine Taten besonders furchtbar, und mancher möchte gefühlsmäßig versucht sein, gerade in diesem Falle nicht der Gnade das Wort zu reden. Aber man darf auch bei seinen grauenhaften Verbrechen nicht übersehen, aus welcher Saat sie herorgingen. Schon bei der Besprechung des doppelten Todesurteils im Juli wies wir auf die traurige Kindheit und Jugend des Mörders hin, auf die prügeln Eltern, auf den Aufenthalt in der Fürsorgeanstalt von Strausberg, wo zuerst sein Sexualleben auf umgekehrte Bahn geriet, um ihn nachher zu den unbegreiflichsten Verirrungen, den grausigsten Verbrechen zu führen. Ueber die Person Böttchers hinaus aber muß mit allem Nachdruck gefordert werden, daß gerade in diesen Wochen, in denen im Reichstag über Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe entschieden wird, das preussische Staatsministerium keine Todesstrafe vollstrecken läßt und unter allen Umständen von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch macht.

Der Ahlbecker Mostschizze.

„Dem Zustand muß ein Ende gemacht werden.“

Gestern hatte sich wegen Vergehens gegen das Republik-schutzgesetz durch Herabwürdigung der Reichsflagge der Kaufmann Albert W. vor dem Erweiterten Schöffengericht Tempelhof zu verantworten. Der unter Anklage gestellte Borsing spielte sich am Pfingstmontag um die Mittagstunde in der Seestraße des Osterbades Ahlbeck ab. Der Angeklagte, der mit mehreren befreundeten Familien einen Pfingstausflug nach dort gemacht hatte, glaubte einem vorbeifahrenden Auto, das eine große Fahne mit den Reichsflaggen am Kühler hatte, das Wort „Mostschizze“ zurufen zu dürfen. Hierin wurde eine Herabwürdigung der Reichsflagge erblickt. Die Verurteilung gab der Angeklagte wohl zu, bestritt aber, daß sie Bezug auf das vorbeifahrende Auto gehabt habe. Als guter Deutscher liege es ihm fern, die Reichsflagge zu beschimpfen. Er habe eine große Verehrung für Mostschizze und gebrauche das Wort täglich mehrmals. Unmittelbar vorher hätten sie in einem Lokal geträstet und Wärschen gegessen, und eine der Damen seiner Begleitung habe dem Kellner zugerufen: „Aber mir recht viel Mostschizze.“ Da sei ihm auf der Straße der Mostschizze wieder in die Gedanken gekommen, und er habe davon gesprochen.

Die Beweisaufnahme ergab, daß der Angeklagte das Wort so laut gerufen hatte, daß es weithin zu hören war. Die Autoinsassen hätten auch sofort halt gemacht und die Feststellung des Rufers veranlaßt. Der Staatsanwalt fand, daß die Verurteilungswelt des Angeklagten geradezu lächerlich sei, und beantragte gegen ihn an Stelle einer an sich verwirkten Gefängnisstrafe von einer Woche 70 Mk. Geldstrafe. Das Schöffengericht unter Vorsitz des Vorgesetztenrichters Walsche ging über den Antrag hinaus. Das Wort „Mostschizze“ könne lediglich auf die Reichsflaggen gemünzt gewesen sein. Es sei beschämend, daß Deutsche immer wieder die deutsche Fahne herabwürdigten. Diesem Zustande müsse zur Warnung für andere endlich ein Ende gemacht werden. Deshalb hat das Gericht, da dieser Ausdruck bei jeder Gelegenheit benutzt werde, um die Reichsflaggen herabzumwürdigen, auf eine höhere Strafe als die beantragte erkannt.

Das Urteil lautete auf zwei Wochen Gefängnis, die aber mit Rücksicht darauf, daß die Handlungsweise des Angeklagten nicht vorbedacht, sondern impulsiv gewesen sei, in 150 M. Geldstrafe umgewandelt wurde.

Achtung! Stadtverordnetenfraktion! Die Stadtverordneten werden ersucht, sich in der heutigen Stadtverordnetenversammlung (16 1/2 Uhr) recht pünktlich einzufinden.

Berlins Außenbezirke ohne Licht.

Ein Kabeldefekt.

Im Norden, sowie in den Außenbezirken Groß-Berlins erlosch gestern gegen 18 Uhr plötzlich das elektrische Licht. Ganze Straßenzüge waren zum Teil eine Dreiviertelstunde lang in völliges Dunkel gehüllt. Die Straßenbeleuchtungen wurden ebenfalls stromlos und die um diese Zeit stark besetzten Wagen blieben mitten auf der Straße liegen. Auch die Nord-Süd-Bahn erlitt dadurch Betriebsstörungen. Die Züge konnten nur mit Unterbrechungen fahren. Zahlreiche Badeninhaber, soweit sie neben der elektrischen Heizung nicht noch über Gas verfügten, mußten ihre Zuflucht zu Notbeleuchtungen nehmen. Rauch und noch flackernde in den Schaufenstern alle Arten von Lampen und Lämpchen auf. Diese Störung, die etwa 40 Minuten andauerte, war eine andere Störung vorausgegangen, die aber nur von kurzer Dauer war.

Von der „Bewag“ wird uns mitgeteilt, daß die Störung durch einen Kabeldefekt hervorgerufen wurde. Um 17.45 Uhr traten in sämtlichen Kraft- und Umformerwerten plötzlich große Spannungsschwankungen in Erscheinung. Wie bald festgestellt werden konnte, war aus bisher noch ungeklärter Ursache das 30 000-Voltverbindungskabel zwischen dem Kraftwerk Moabit und dem Umspannwerk Humboldt in der Sonnenburger Straße defekt geworden. Das Kabel

11]

Zement.

Roman von Fedot Gladow.

Er beobachtete Dasha. Sie schüttelte rasch und geschickt das Bett auf und türnte die Nachtsachen auf ihren Arm, ohne ihn anzusehen, und machte in der Ecke ein flaches, ungemütliches Nest. Und als sie den Kopf auszog, warf sie ihm ein Bächeln hin . . . so schien es Ojeb.

Man mußte die Frage lösen: liebte sie ihn wie früher, wie eine Frau, oder ist mit der verflochtenen Liebe auch sie selber, Dasha, in die Vergangenheit versunken?

Und man konnte nicht verstehen, was in ihr mehr war: Frauenpiel oder feindliche Angst? Ein Rätsel: rief sie ihn als Mann oder zerriß sie die letzten Fäden zwischen ihnen?

Die Frau hat den Herd verlassen, ist aus dem Heim gegangen, und der warme Geruch des Frauenkörpers ist zusammen mit der Gemütlichkeit und der Küche verschwunden. Wen hat sie gewärmt, wen mit ihrem Körper geliebt in diesen drei Jahren? Eine Frau, gesund, mit festen Knochen, kann nicht als taube Blüte leben, wenn sie Tag und Nacht mit Männern durch ihre Arbeit verflochten ist. Nicht für ihn hat sie ihre Frauensehnsucht und Liebe behütet, sie hat sie verschwendend vergebend, in zufälligen Begegnungen. Ist das vielleicht der Grund ihrer grausamen Entfremdung, ihres kalten Blutes? Ojeb dachte daran, und seine Seele zuckte schmerzlich, und seine Augen wurden von einer tierischen Wut weit aufgerissen.

„Ja, Bürgerin, das war einmal . . . Wie trennten uns, weinten, jetzt sind wir uns wieder begegnet — haben uns kein Wort zu sagen. Drei Jahre hindurch dachte ich: die Frau, die hier ist . . . Dasha wartet und so ähnliches . . . Ich komme her, versuche dich! Und es ist so, als ob ich nur im Traum verheiratet gewesen war. Es gab wohl schon Männer . . . aber nicht ich. Ist das nicht wahr?“

Dasha drehte sich erstaunt zu ihm um, und wieder blühten kalte Tropfen in ihren Augen.

„Und du, hast du denn dort nicht auch andere Weiber gehabt, außer mir? Gestehe, Ojeb. Kannst sie kaum an den Fingern abzählen. Ich weiß auch noch gar nicht, ob du gesund bist oder saules Blut mitgebracht hast.“ Gestehe . . .

Und löschte das Bächeln nicht aus, und das Bächeln

spiegelte sich von der Wand wider in ihrem Gesicht, und das Gesicht flammte in trüber Blut zwischen den dunklen Flecken der Augenhöhlen. Und sagte es so zwischen den Zähnen, nachlässig, wie wenn es sie langweilte. Und auf diese Worte Dashes stieß Ojeb mit voller Wucht, wurde weich, widerstandslos. Das, was er als nächtliches Geheimnis gehütet hatte, wühlte Dasha, kannte ihn besser als er sie kannte. Und weil sie, ohne mit ihm in Berührung gekommen zu sein, ihm bis ins Innerste hineinsehend und seine Kräfte aus ihm wie aus einem Felsen herauspreßte, wurde er, der Krieger, schwach, und glitt empfindlich aus.

Er kam wieder zu sich und zerdrückte sein Herz. Er lächelte selber und verschluckte sich.

„Nun gut, sagen wir: ich gestehe: es waren Streiche . . . an der Front trägt der Mann den Tod mit sich . . . die Weiber aber, die haben eine andere Rolle, die Frau hat ein anderes Los, andere Sorgen.“

Dasha zog sich aus, legte sich aber nicht, lehnte sich an die Wand, schämte sich nicht. Unter ihrem Hemd rundeten sich elastisch und etmeten ihre Brüste und ihr Leib. Sie alit von der Seite mit scharfem, schmerzhaftem, wissendem Blick über Ojebes Gesicht und antwortete wieder nachlässig, durch die Zähne: „Schöne Sache: ein Weib hat andere Sorgen. Ein schlechtes Los — Sklave sein und keinen eigenen Willen haben, nicht Leitzpferd sein, sondern Belpspan. Nach welchem Aße hast du denn den Kommunismus erlernt, Genosse Ojeb?“

Und kaum hatte Dasha diese Worte gesagt, als Ojeb das Blut heftig in den Kopf stieg; seine Vermutungen sind nicht leeres Spiel. Sie, seine Dasha, seine Frau . . . Wer hat sich in den Nächten an ihr berauscht? Und sie, auch sie hat ihr Blut am trunkenen Blute eines anderen berauscht . . . Mit schwerem, angestrengtem Schritt trat er zu Dasha. Mit dunklem Blick, mit dem Blick eines Tieres, schaute er ihr hart ins Gesicht, das ruhig war von einem breiten Lächeln.

„Also, das Wort ist kein Wort, sag die Wahrheit? Ja?“

Und vom Herzen aus riß ein heißes Zittern krampfhaft seine Muskeln.

Sie, seine Frau, Dasha . . .

Hinter dem Fenster schwüle Stille, Sterne, Grillen und abendliche Gloden. Dort hinter dem Wert das Meer im Phosphorglanze. Es singt, und sein Gesang klingt wie elektrisches Summen, und es scheint, als ob nicht das Meer mit

dem tiefen Klange einer Saite tönt, sondern die Luft und die Berge und die Schöte des Werkes.

„Nun sag, mit wem hast du dich da in Reize verstrickt? Wen hast du mit diesen Armen umarmt?“

„Ich frage dich nicht, wer deine Weiber an der Front waren. Was gehen dich meine Liebsten an? Geh weg und komm zur Besinnung.“

„Dasha, merk dir, ich werde es schon erfahren . . . ich werde mich schon zu deinen Heimlichkeiten hindurchgraben . . . dent daran!“

Sie entfernte sich von der Wand und bligte ihn mit den Augen an.

„Sieh mich nicht an, Ojeb. Ich kann mit den Augenbrauen nicht schlechter spielen als du. Geh auf deinen Platz und schreie mich nicht mit deiner Kraft.“

Feinde. Sie — mit funkelnden Augen, er — knochig, tapfer, mit so fest zusammengepreßten Kiefern, daß seine Wangen tief einsinken.

Schau Dasha ihn wie ein böses, unbesiegbares Weib an, oder hat er ihre wirkliche Seele früher nicht gefannt, ihre Seele, die in diesen drei Jahren eigenständig und unbesiegt geworden war.

Woher hat Dasha diese Kraft in sich aufgefogen?

Nicht im Krieg, nicht mit dem Hamsterjad auf dem Buckel, nicht in Weiberjorgen; diese Kraft erwachte und war durch den Geist der Gemeinschaft straff wie eine Salte gespannt, von der Qual der todernden Jahre, von den schweren Verletzungen, der Last der Weiberfreiheit, die zu schwer war für ihre Kräfte. Sie hatte ihn durch die Kühnheit ihres Willens erdrückt, und er, der Regimentskommissar, wurde dadurch verwirrt und hatte sich ganz verloren.

Es kam von selber: er packte sie und preßte sie zusammen, daß ihr das Rückgrat krachte.

„So, jetzt bitte: Leben oder Tod?“

„Daß deine Hände von mir, Ojeb. Mich kann man mit den Händen nicht nehmen. Du bist doch ein Mensch, Ojeb.“

Ihre Muskeln träumten sich wie Schlangen unter Ojebes Händen, und sie war in verzweifelter Anspannung sprungbereit.

„Nun sag, wo hast du deine Liebe vergeudet, ohne deinen Mann? Sag, sprich . . .“

Ojeb, ich bitte dich zum letztenmal, laß das, sonst werde ich schlagen . . . ich werde schlagen, Ojeb . . .“

(Fortsetzung folgt.)

„Überschreitung der Bannmeile.“

Eine juristische Streitfrage.

Was gilt als Umzug innerhalb der Bannmeile? Zum Beispiel, ist es ein Umzug, wenn 25 Bismarckjünglinge mit ihrem Führer und ein bis zwei Trommlern im Militärschritt und in Dreierreihen, bewaffnet mit Knüppeln und Schlagringen, sich innerhalb der Bannmeile zu einer Kundgebung in den „Clou“ begeben? Die Polizei sagt, es ist ein Umzug, schafft die jungen Leute ins Revier, nimmt ihnen dort zwei Gummiknüttel und sechs Schlagringe ab und erläßt gegen alle fünf- und zwanzig Strafbefehle. Eigentlich müßte damit die Ungelegenheit erledigt scheinen. Könnte man sich z. B. ein Gericht denken, das von der Polizei erlassene Strafbefehle aufgehoben hätte, wenn es sich um 25 Mitglieder des kommunistischen Jungsturms gehandelt hätte, die selbst ohne Knüttel und Schlagringe sich auf dem Wege zu irgendeiner Versammlung, sagen wir im Lustgarten, innerhalb der Bannmeile gezeigt hätten? Das anzunehmen würde wohl niemand naiv genug sein.

Anders aber im Falle der Bismarckjünglinge! Als einer aus der Zahl der fünf- und zwanzig, der anscheinend einen guten Riecher für die Justiz hat, das Gericht wegen Aufhebung des gegen ihn erlassenen Strafbefehls anging, konnte er der Polizei ein Schnippchen schlagen. Das Gericht hob wirklich den Strafbefehl auf und erklärte, daß hier von einem verbotenen Umzug keine Rede sein könne, da die jungen Leute von vornherein einen politischen Umzug nicht geplant hätten, sondern sich nur zusammengefunden hätten, um sich gemeinsam im „Clou“ nach der Mauerstraße zu begeben, wo eine Kundgebung zum Gedenken der im Kriege Gefallenen stattfinden sollte.

Gegen dieses Urteil legte die Staatsanwaltschaft Berufung ein, und das Landgericht II hob das Urteil auf mit der Begründung, daß es sich hier um eine Anzahl von Menschen gehandelt habe, die sich zu einem bestimmten Zweck vereinigt hätten, daß sie alle in Uniform gewesen wären und daß sie durch ihren Marsch die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erregt hätten. Dies Urteil wurde jedoch wieder auf dem Wege der Revision vom 3. Strafsenat des Kammergerichts aufgehoben. Der 3. Strafsenat fand, daß das Landgericht vergessen habe, daß ein derartiger Umzug nur dann verboten werden könne, wenn er geeignet sei, die öffentliche Ordnung oder den Verkehr zu stören. Dies sei jedoch in diesem Falle nicht festgestellt worden. Aus diesem Grunde sei die ganze Angelegenheit an das Schöffengericht zurückzuverweisen.

Und so hatte dieses wieder zu entscheiden. Der Polizeibeamte behauptete mit aller Entschiedenheit, die 25 Bismarckjünglinge seien in geschlossener Gruppenkolonne, in Rotten, den Bürgersteig entlanggegangen, allerdings sei der Verkehr nicht behindert worden. Der Angeklagte und drei seiner Bestimmungsgenossen, von denen einer augenblicklich in einem Keiserregiment in Eberswalde Reichwehrendienst leistet, erklärte, daß das Publikum durch ihre Reihen bequem durchgekommen sei. Der Staatsanwalt beantragte selbstverständlich angelehnt der Entscheidung des Kammergerichts die Verurteilung der Berufung der Staatsanwaltschaft auf Kosten der Staatskasse und das Gericht beschloß auch demgemäß: das Verbot der Behinderung des Verkehrs oder der Störung der öffentlichen Ordnung habe diesem Umzug gefehlt.

Hätten sich aber Reichsbannerleute, die als harmlose Spaziergänger dahergekommen wären, getraut, durch die Reihen der Bismarckjünglinge zu schreiten, wären sie für diese dann nicht doch eine Verkehrshinderung gewesen? Jedenfalls: gleiches Recht für alle! Das Polizeipräsidium wird sich die Entscheidung des 3. Strafsenats näher anschauen müssen und seine Polizeibeamten auch dementsprechend instruieren. Der Schwupwachmeister im Gerichtssaal schien jedenfalls trotz dieser Entscheidung noch der Ansicht zu sein, zu Recht gehandelt zu haben. Der junge Bismarckler triumphierte aber ob seines Sieges jugendlich: „Bin ich doch ein feiner Kerl: Umzug innerhalb der Bannmeile in Uniform und Gummiknüttel und trotzdem Freispruch. Die Polizei kann mir was!“

Sonntagsjäger auf der Havel.

Ein gefährlicher Sport.

Man schreibt uns: „Am vorigen Sonntag machte ein mit drei Personen, darunter zwei Frauen, besetztes Motorboot am rechten Havelufer im Schiffsam Weg nach Sotrow Station, als plötzlich ein Schuß ertönte, dem im nächsten Augenblick eine Schrotladung folgte, die über die Köpfe der Bootsinsassen hinwegschoss und einige Meter neben dem Boot ins Wasser fiel. Ein paar Sekunden darauf erfolgte eine zweite Detonation, wieder knallte eine Schrotladung daher, die einen kürzeren Weg nahm und dicht vor dem Boot ins Wasser fiel. Auf die heftigen Warnungsrufe der Gefährdeten hörten diese, wie sich ein hinter dem Schiffsbefindliches Motorboot ertönte aus dem Staube machte. Erst auf wiederholtes und sehr energisches Zurberufen bequemen sich die fähigen Jäger näherzukommen und ihr mehr als eigenartiges Gebaren dahin zu erklären, daß sie ins Schiffs geschossen und den Weg der Kugel vorher genauestens abgemessen hätten. Daß eine Kugel natürlich abtöten kann, scheint in ihrer Jägergrammatik nicht enthalten zu sein. Schließlich hat aber der Effekt der Schießerei mit alldem überhaupt nichts zu tun, sondern es ist natürlich ein ebenso freudvolles wie unsinniges Tun, auf stark befahrenen Wasserstraßen, noch dazu am Sonntag, Schießübungen zu veranstalten und die Wasserportier nicht nur zu beunruhigen, sondern auch gefährlich zu belästigen. Bekanntlich ist ja die Wasserstraße Allgemeingut und nicht Spezialparzelle für Jagdlustige.“

Frische Luft in den Berliner Fahrzeugen.

Bis jetzt mußte man meist bei Überfüllung der Wagen der öffentlichen Verkehrsmittel unter der schlechten Luft leiden; augenblicklich werden bei allen Verkehrsgesellschaften Versuche angestellt, um die Wagen gut zu ventilieren. Es werden auf den Dächern der Fahrzeuge überbedeckte Schraubflügel nach Fließener System eingebaut, die während der Fahrt durch den Luftzug bewegt werden und dadurch ständig frische Luft in das Innere des Wagens einführen. Die Straßenbahn hat seit einigen Monaten bereits Versuche mit diesen Fließenermotoren angestellt. Nunmehr sollen sämtliche neuen Wagen — sowohl Vorderwagen wie Anhänger — mit diesen Ventilatoren ausgerüstet werden.

Auch die Abtoas hat seit einiger Zeit mit demselben System bei der Expreßlinie Versuche angestellt. Die Erfahrungen sind günstig, so daß hier in Kürze sämtliche Wagen damit ausgerüstet werden. Ebenso macht die Hoch- und Untergrundbahn auf der Nordübline entsprechende Versuche. Im Falle der Bewährung werden in kürzester Zeit sämtliche Wagen mit Ventilatoren versehen werden.

Motorboot — Flugzeug.

Nicht nur drüben am festen Erdboden wachsen ständig mit der Ausdehnung des Verkehrs die verschiedenen Möglichkeiten der Beförderung, auch zwischen Himmel und Wasser erprobt man neues, wenn auch nur zum Zweck sportlicher Betätigung. Am Templiner See bei Potsdam veranstaltete die Opel-Film G. m. b. H. zur Bereicherung ihrer filmischen Wochenschau ein interessantes Experiment des Uebersteigens vom Motorboot ins Flugzeug und wieder zurück. Das Rennboot „Opel II“ des bekannten Sportmanns Fritz von Opel jagte mit diesem und zwei Begleitpersonen mit 80 Kilometer Geschwindigkeit hinter einer Raab-Ragenstein-Flugzeugmaschine, in dessen die beiden Firmeninhaber und der Vorführer des Kunstflügers, Pilot Schindler, einher. Nach einigen kurzen Rundflügen ließ sich das Flugzeug, versehen mit einer acht Meter langen Strickleiter, ungefähr ein Meter über dem Motorboot nieder, der Pilot ergriff das Ende der Leiter und hantelte sich gewandt vom Motorboot nach dem Flugzeug hinauf.

Die Irrfahrten eines Taugenichts.

Als Räuber in Frankreich.

Das abenteuerliche Schicksal eines Jugendlichen beschäftigte das Landgericht I. Ein Kriegsschicksal — Irrfahrten eines vom heimatischen Boden losgerissenen und in einer französisch-polnischen Räuber- und Räuberbande Gestrandeten. Der Tod des Opfers eines der Raubüberfälle steht am Ende dieser kurzen und unruhvollen „Verbrecherlaufbahn“ und war gestern zusammen mit einigen Diebstählen in der Nähe von Paris und Lille Gegenstand der Anklage. Die Kumpane dieses Abgeirrten, denen in Paris etwa 90 Raubüberfälle und neun Menschenleben zur Last gelegt worden waren, sind bereits in Frankreich abgeurteilt; Broda machte sich aber beizeiten aus dem Staube und kehrte nach Deutschland zurück.

Als Arbeitsober lernte er in einer Pariser Wirtschaft die Polen Cosimir, Stanislaus, Madislaus, Johann und andere mehr kennen und wurde Teilnehmer ihrer Diebes- und Raubzüge. Schließlich — von Angst gequält — flüchtete Broda über die Grenze nach Köln, ging von hier nach Belgien, um sich in Antwerpen nach Liebersee einzuschiffen, wurde aber von Kriminalbeamten im Hotel, in dem er sich auf den Namen Chamoviac eingetragen hatte, zwangsgestellt und als lästiger Ausländer nach Deutschland abgehoben. Als er sich in Berlin auf denselben Namen meldete, verhaftete man ihn auf Grund eines Stadtbefehls der Pariser Polizei — seine Kumpane hatten ihn bereits verraten. Am nächsten Tag gab er seinen richtigen Namen an und behauptete, Deutscher zu sein.

War er Deutscher oder war er es nicht? War er Pole, so mußte er an Frankreich ausgeliefert werden; war er Reichsdeutscher, so konnte er auf Grund der deutschen Verfassung nur in Deutschland abgeurteilt werden. Am 29. Mai 1925 wurde er verhaftet. Ein Jahr brauchte man, um festzustellen, daß er Reichsdeutscher sei und nicht ausgeliefert werden dürfe. Am 7. Juni 1926 erging gegen ihn der Haftbefehl des deutschen Richters, und erst gestern, erst nach zweieinhalb Jahren nach seiner Verhaftung, konnte er abgeurteilt werden. War also Broda Deutscher oder war er es nicht? Die Entscheidung darüber liegt im Kriegsschicksal dieses deutsch-polnischen Jungen. Geboren in der Nähe von Polen, mußte er, fünfzehnjährig, die Mauerlehre verlassen und Arbeits-

Rach einiger Zeit wurde das umgekehrte Verfahren, vom Flugzeug zurück ins Motorboot, durchgeführt. Das Experiment gelang ohne jede Störung, begünstigt von blauem Himmel und völliger Windstille. Als man dem Piloten, gleich allen übrigen Teilnehmern, zum Zweck der Sicherheit die Schwimmmatte anlegen wollte, erwiderte dieser mit stolcher Gelassenheit: „Ne, die nehme ich nicht. Erstens stört sie mich in der Bewegungsfreiheit, und zweitens hat sie ja doch keinen Zweck, denn ich kann ja gar nicht schwimmen.“ Am nächsten Wochenbericht des Opel-Films wird die Veranstaltung auf der Leinwand gezeigt werden.

Rationelle Postbestellung.

Die Frage der Hausbriefkästen.

Trotz der sozialen Einstellung unserer Zeit macht sich kaum jemand Gedanken darüber, welche unglaublichen Klettereien einem Briefträger täglich zugemutet werden. Nach zuverlässiger Statistik hat ein Briefträger im wertigsten Durchschnitt in Berlin oder Hamburg rund 1100 Meter zu ersteigen, in einzelnen Charlottenburger Wohnvierteln sogar täglich rund 1300 Meter! Zum Vergleich vergegenwärtige man sich, daß der Broden demgegenüber nur 1140 Meter über dem Meerespiegel liegt, aber um vieles geringer der Brodengipfel über seinem üblichen Anmarschorte, etwa Schierke. Dabei geschieht der Aufstieg zum Berggipfel in immerhin mäßiger Steigung und in herrlicher Luft, die Häusertreppen aber sind steil und liegen in direktem Großstadtdunst. Und zu dem Aufstieg kommt für den Briefträger täglich noch die gleiche Meterzahl für die Kniebeugen des Abstiegs hinzu! Wenn nun diese Ueberanstrengung wenigstens zu einer guten Briefbestellung führen würde. Der begreifliche Mißerfolg ist aber, daß die erste Post erst in die Wohnung gelangt, wenn der Bewohner morgens längst fortgegangen ist, und daß daher die arbeitende Bevölkerung erst abends erfährt, was sie morgens schon wissen sollte. — Personalmehrung kann diesen Uebelständen nicht abhelfen, weil eine Haupttätigkeit des Briefträgers im inneren Postbetriebe liegt (Sortieren usw.). Und da für den Innenbetrieb das bisherige Personal genügt, so würden Neueinstellungen den größten Teil des Tages unbeschäftigt bleiben. Die beste Abhilfe wären Hausbriefkästen, die, für jede Mietpartei gesondert und gesichert, auf Kosten der Post im Erdgeschoss anzuhängen wären, und die in einigen Städten, wie Frankfurt a. M., Stuttgart und neuerdings Nürnberg, mit bestem Erfolge eingeführt sind. — In vielen Teilen des Auslandes kennt man die veraltete deutsche Postbestellung überhaupt gar nicht. Unsere Behörde muß ebenso, wie die Post anderer Staaten, endlich den Mut zu modernen Methoden finden, die ja bei dem fortgeschrittenen Höherwachsen unserer Häuser schließlich doch nicht umgangen werden können. Schon als die Häuser von durchschnittlich zwei Stockwerken auf vier Stockwerke wuchsen, wäre eine Reform notwendig gewesen. Längst zeigen sich die Schäden der Verfalls, denen jetzt dringend abgeholfen werden muß.

Räumen im Gerichtssaal verboten.

Die Sitte, daß in neuerer Zeit Damen unbekümmert um den Ort, an dem sie sich befinden, auf der Straße ebenso wie in öffentlichen Lokalen Toilette zu machen pflegen, hat jetzt zu einem kleinen Zusammenstoß zwischen dem Vorsitzenden Amtsgerichtsrat Dr. Wesenberg und einer Zuhörerinnen geführt. Die Dame hatte im Gerichtssaal den Hut abgenommen und begann, nachdem sie den Vippensitz ausgiebig benutzt hatte, sich sorgfältig zu frisieren. Der Vorsitzende unterbrach sehr erregt die Verhandlung und wies die Dame aus dem Saal mit der Erklärung, daß es keineswegs der Würde des Gerichts entspreche, wenn an Gerichtsstatt die weiblichen Zuhörer ihre Toilette machten. Der Herr Vorsitzende hatte zweifellos recht, aber mit einer Bitte an die Dame, es zu unterlassen, hätte er gewiß denselben Erfolg gehabt.

Gefahren während der Heizperiode.

Zu Beginn der kalten Jahreszeit erscheint es notwendig, auf gewisse Gefahren hinzuweisen, die der Gesundheit durch unzulängliche und unzureichende Heizung drohen in Wohnräumen, die nicht durch Zentral-, sondern durch Ofenheizung erwärmt werden: 1. Vor Beginn des Heizens ist jeder Ofen innen und außen einer gründlichen Reinigung zu unterziehen. Die innere Reinigung (Entfernung von Asche, Schlacken usw.) ist notwendig, damit der Abzug frei wird und die der Gesundheit schädlichen Verbrennungsgase des Heizmaterials nicht ins Zimmer dringen können. Die gleiche Reinigung muß in Abständen von wenigen Tagen stets wiederholt werden. Die Außenwände sollen täglich durch nasses Abwischen von anhaftendem Staub befreit werden. Verbrannte Staubteilchen tragen wesentlich zur Verschlechterung der Luft im Zimmer bei. 2. Der Ofen darf erst dann geschlossen werden, wenn das Heizmaterial völlig in Glut steht. Zu frühes Schließen kann zu schweren Gesundheitsschädigungen führen. 3. Da die erwärmte, leichte Luft an die Decke steigt und die kältere herabgedrückt wird, so wird sich in einem geheizten Raum, der über einem ungeheizten liegt, leicht Luftfäule bemerkbar machen und damit Gelegenheit zur Erkältung gegeben sein. In diesem Falle empfiehlt sich das Legen von Teppichen und Fußmatten. 4. Die Zimmerwärme soll für ein Kinder-

burche werden: sein Vater war gestorben, Mutter und Geschwister standen mittellos da. 1914 brach der Weltkrieg aus. Der fünfzehnjährige Ludw. meldete sich zum Hilfsdienst. Ein halbes Jahr wurde er bei einem Hauptmann beschäftigt, dann ging er in eine Geschloßfabrik nach Spandau, von dort zu Krupp nach Essen. Anfang Januar wurde er zum Militär eingezogen und kam nach Belgien. Nach dem Umsturz kehrte er nach Polen zurück, um dort seine Mutter zu besuchen. Ueber die Gestaltung der politischen Geschichte seines Heimatortes machte er sich keine Gedanken. Die Polen forderten ihn aber zum Militärdienst an. Er ließ fünf Gestellungsbefehle unbeantwortet, meldete sich jedoch freiwillig zur Deutschen Wach- und Sicherheitskompanie. Hier stahl er vier Paar Schuhe — um seiner Mutter zu helfen, sagt er — und erhielt dafür sechs Monate Gefängnis. Dann wurde er in die polnische Kaserne gesteckt. Zwei Wochen später flüchtete er. Ende 1919 erließ ihn die Verhaftung; er bekam zehn Monate Gefängnis wegen Fahnenflucht. Ende Juli 1920 schickte man ihn an die polnische Front gegen Rußland. Nach vier Wochen war er wieder fahnenflüchtig. Im April 1921 wurde er aufs neue bei seiner Mutter verhaftet; diesmal lautete die Strafe auf zwei Jahre Gefängnis. Im November 1921 gelang es ihm, aus dem Fort 1 bei Posen zu flüchten. Bei dem Versuch, die deutsche Grenze zu überschreiten, wurde er verhaftet. Bald darauf glückte ihm aber eine zweite Flucht. Diesmal überschritt er die Grenze und kam nach Berlin zu seinem Bruder. Dieser verschaffte ihm Anstellung in Döberitz, wo er wohnte. Neun Monate später verließ er Döberitz und ging nach Köln. Von hier führte ihn der Weg nach Frankreich. In der Nähe von Fleury war er fast ein Jahr lang mit Drahtverbaubereiten beschäftigt. Dann verlor er die Arbeit, ging nach Paris, arbeitete hier unter dem Namen Urbanja in den Wartshallen, wurde arbeitslos und geriet in die polnische Räuberbande.

Der Staatsanwalt beantragte gestern gegen Broda eine Zuchthausstrafe von 13 Jahren. Auch der Totschlag an der Frau Courty sei ihm auf Rechnung zu stellen. Rechtsanwalt Dr. Landsberg, der vom Gericht als Pflichtverteidiger bestellt war, widersprach der Aufstellung des Staatsanwalts. Das Gericht verurteilte den Achtundzwanzigjährigen zu fünf Jahren Zuchthaus. Für den Totschlag wurde er nicht verantwortlich gemacht.

Zimmer ungefähr 17 bis 20 Grad Celsius, für einen Wohnraum 17 bis 18 Grad Celsius und für den Schlafrum von gesunden erwachsenen Personen 10 bis 14 Grad Celsius betragen. Am gesündesten ist das Schlafen in gänzlich ungeheizten Räume. Die Wärme in Arbeitsräumen muß der jeweiligen Beschäftigung angepaßt werden. Wichtig ist ausreichende Lüftung jedes Raumes, wofür am besten morgens und abends durch Öffnen der Fenster für die Dauer von 5 bis 10 Minuten geforgt werden kann.

Weihnachtslotterie der Arbeiterwohlfahrt.

Die diesjährige Arbeiterwohlfahrts-Weihnachtslotterie wird in der Zeit von Anfang Oktober bis Ende Dezember durchgeführt. Sie soll der Arbeiterwohlfahrt die Mittel zur Durchführung ihrer Aufgaben, insbesondere zur Schaffung einer gemeinnütziger Anstalten bringen. Die im vorigen Jahr mit beispiellosem Erfolg durchgeführte erste Lotterie hat gezeigt, welche Anerkennung und Unterstützung die Arbeiterwohlfahrt in Deutschland findet. Der Gewinnplan sieht folgende Gewinne vor:

1 Hauptgewinn im Werte von . . .	80 000 M.
1 Prämie	20 000 „
1 Hauptgewinn im Werte von . . .	15 000 „
1	10 000 „
1	5 000 „
5 Gewinne im Werte von je . . .	3 000 „
5	2 000 „
10	1 000 „
10	500 „

Insgesamt sind 145 984 Gewinne und eine Prämie im Gesamtwerte von 607 500 Mark ausgezahlt. Als Gewinne sind Landhäuser, Wochenendhäuser, Klaviere, Sprechapparate, komplette Küchen, Fahrräder, Nähmaschinen sowie Güter auf Waren und für die Gewinne von 3 und 2 Mark ausschließlich Solinger Stahlmahlen vorgesehen. Durch eine größere Anzahl Gewinnausgabenstellen in allen Teilen des Deutschen Reiches wird den Gewinnern die Einlösung der Gewinne erleichtert.

Die Lose sind für 50 Pfennig durch alle Bezirks- und Ortsausschüsse für Arbeiterwohlfahrt, durch die durch Plakate kenntlich gemachten Warenhäuser und Geschäfte sowie den Loshandel zu haben.

Fehde zwischen Rot-Front und Sturmvogel.

Wochenlang schon herrscht in dem Stammtal der Roten Frontkämpfer in Reußköln, Prinz-Handjery-Straße 67, heftige Fehde zwischen den Rot-Front-Gesellen und dem abgeplitterten Teil, der sich jetzt Sturmvogel nennt. Dauernd gibt es in dem Lokal Krach, bis es nun endlich am Abend des vergangenen Donnerstag zur vollen Explosion kam. Eine wüste Schlägerei entstand. Titulierungen wie Stroiche, Lumpen, Verräter, Spitzhunden, Renegaten riefen sich die Roten Frontkämpfer, die in voller Uniform waren, zu. Dann erschlen das Ueberfallkommando, um in Kammerheit von hundert Reuigeren die sich heftig streitenden feindlichen Rot-Front-Brüder zur Ruhe zu bringen. Zum Schluss mußten 18 bis 20 Rot-Frontler in voller Uniform den Weg zum Polizeipräsidium Reußköln anreteten. Diese Menschen, die sich hier zum Gaudium der Zuschauer unflätig belächeln, sind dieselben, die bei anderer Gelegenheit nicht genug über Einheitsfront reden können. Erst aber sollten sie lernen oder sich darüber belehren lassen, wie sich ein Klassenbewußter Proletarier in der Öffentlichkeit benimmt.

Eine Autofalle.

Man schreibt uns: Eine gefährliche Gasse, an der sich fast jeden Tag mehr oder minder schwere Autounfälle ereignen, ist die Straßenkreuzung, die im Berliner Westen von der Cuim- und Göbenstraße gebildet wird. Durch die Göbenstraße fahren die Straßenbahnen der Linien 3 und 80 in ziemlich schnellem Tempo, weil sie ihre Haltestellen erst an den nächsten Querstraßen, der Potsdamer- und Rankestraße, haben. Die Cuimstraße hat sich als Verbindungsweg vom Stadtimmer zu den westlichen Vororten, zu einer erstklassigen Autofahrstraße entwickelt. Von den Unfällen, die sich in immer größerer Folge ereignen, werden zum Teil die Automobile betroffen, die, durch die Cuimstraße fahrend, die Göbenstraße überqueren. Es ist ihnen unmöglich, die von rechts oder links herannahenden Straßenbahnen oder andere Wagen zu bemerken. Die gegebenen Signale nützen nicht viel, weil niemand herausschauen kann, von welcher Seite sie kommen. Dazu versperren zwei in der Cuimstraße stehende Lichtsäulen den Blick nach der Göbenstraße. Abhilfe muß also dringend geschaffen werden. In der Cuimstraße selbst befindet sich zwar ein Polizeirevier, doch beschäftigt man sich dort scheinbar lieber mit der Registrierung der Unfälle als mit ihrer Verbeugung. Und darum sollen an dieser Stelle über Vorschläge gemacht werden.

Das ideale
Laxin Abführ-Konfekt

Erstens: Man stelle einen Verkehrspolizisten an der überaus gefährlichen Straßenkreuzung. **Zweitens:** Man errichte in der Gassenstraße zwei Betriebshaltstellen oder verbaue die bestehenden Haltestellen von der nicht weit entfernten Bülow- und Konstantinstraße hierher. **Drittens:** Man verlege auch die beiden Liffahsäulen. **Viertens:** Man stelle in beiden Straßen, nach allen vier Richtungen hin, Warnungstafeln auf, die die Fahrer auffordern, langsam zu fahren. Was man nun schließlich macht, ist gleich; die Hauptsache ist, daß endlich etwas getan wird, denn Abhilfe ist dringend erforderlich!

Altes und neues Wien.

Man schreibt uns aus Wien:

Die echten alten Wiener, und auch alle, die während eines kurzen Wiener Aufenthaltes die verträumten dunklen Gassen mit den malerisch baufälligen Häusern kennen und lieben gelernt haben, werden sicherlich schmerzlich weinen über den Wandel der Zeit, dem wieder ein unverfälschtes Stück Alt-Wien zum Opfer fällt: das berühmte „Ragenstadel“, ein kleiner Teil des sechsten Wiener Gemeindebezirks, der wunderbarerweise inmitten der turmhohen Fensterfronten seiner Umgebung sein mittelalterliches Aussehen unverändert bis in unsere Tage erhalten hatte, soll nun endgültig vom Erdboden verschwinden und einem der ungeheuren städtischen Wohnhausbauten Platz machen.

Die schmalbrüstigen dunkelgrauen Häuser mit den spitzgezielten Dächern nahmen sich wunderbarlich genug aus, wenn man bei der Station Kettenbrückengasse der elektrischen Stadtbahn vom dahinfliegenden Zug unversehens einen Blick nach jener anderen Welt erhaschte, die im Donnern der Schnellbahnhänge und im Getöse der Autohupen ein seltsam verträumtes, geisterhaftes Dasein zu leben schien. Man wußte wenig von den Bewohnern des Ragenstadts. Es waren wohl kleine Leute, vielleicht auch Pfisterinnen einer vorstädtlich billigen Liebe, die in dem dunklen Gemäuer hausten und kein Mensch hätte wohl Ursache, sie um ihr malerisches Heim zu beneiden. Denn das Ragenstadel machte seinem Namen selbst im zwanzigsten Jahrhundert alle Ehre, und in den Kellern, Gängen und Treppenhäusern der Jahrhundertalten Häuser wimmelte es von langgeschwänzten, spitzschmahligen Ragern. Mit der Niederlegung dieses malten, längst baufällig gewordenen Stadteckes sät die Wiener Gemeindeverwaltung ein neues Blatt in den reichen Kranz ihrer sozialen Großtaten, an deren Spitze die endgültige Behebung der schon vor dem Kriege bestandenen, zuletzt geradezu katastrophal angelegenen Wohnungsnot genannt werden muß. An Stelle der halb verfallenen Ruinen wachsen allerorts riesige, nach den Forderungen der modernsten Hygiene gebaute Wohnhäuser aus dem Boden, deren sonnige Höfe, Gärten, Bäder und Kinderspielplätze einen neu heranwachsenden Großstadtyugend Luft und Licht in reicher Fülle schenken.

Das Wohnbauprogramm der Gemeinde Wien — wohl eines der gewaltigsten Projekte der Welt — plant die Errichtung von sechzigtausend Wohnungen, von denen bereits die Hälfte vollendet daheilt. Allein die Wiener Architekten, vor allem das Stadtbauamt, geben bei der Anlage dieser Riesenbauten mit dem größten Verständnis für städtebauliche Fragen und Stilgefühl vor. So wurden in den Vorstädten nur ausgesprochen baufällige Häuser niedergerissen und der Hauptteil der Bauten auf den bisher noch nicht bebauten Flächen der äußeren Bezirke errichtet, die durch Stadt- und Straßenbahnverbindungen möglichst nahe an das Stadtzentrum herangerückt wurden.

Anders steht es aber mit dem Stadtzentrum selbst, der Inneren Stadt. Die Wiener innere Stadt ist heute noch unendlich reich an kostbaren Bauwerken vergangener Jahrhunderte, die auf keinen Fall geopfert werden dürfen und unter geschicktem Denkmalschutz stehen. Hier gibt es noch ganze Straßenzüge, die Fassade an Fassade gedrängt, die herrlichsten Barockpaläste aufweisen. Vor dunkelgewölbten Portalen halten mächtige Korinthische Wächter. Ein Hof tut sich auf, mit plätscherndem Warmbrunnen und rauschenden Akazien. Ueber einem weit geschwungenen Treppenaufgang jubelt ein farbenrotes, aller Erdschwere befreites Fresko. Diese Paläste, die teils der Republik gehören, die ihre Kemter darin untergebracht hat oder im Besitze einzelner Adelsfamilien sind, werden natürlich nicht niedergerissen werden. Die innere Stadt Wiens, das wirkliche alte Wien, wird pretiosoll gehütet und unverändert bleiben.

Wien bekommt keine City nach amerikanischem Muster. Dort bleibt Wien hinter Berlin zurück. Aber was dort Zivilisation ist, ist hier alte Kultur, und die vornehme Geste, mit der das neue Wien der Vorstädte hinter dem alten Wien der Barockpaläste zurücktritt, zeigt, daß eine edle Tradition in Wien von jedermann verstanden wird.

Das Opfer eines Würgers. Wegen Verbrechens an seiner Stiefmutter ist ein 48 Jahre alter Maschinenbauer L. aus der Rautenfeldstraße festgenommen worden. Seine Frau brachte ihm

vor Jahren ein Töchterchen in die Ehe mit, das auf seine Veranlassung auch seinen Namen erhielt. L. war zugleich auch der Vormund des Kindes. Wie er jetzt zugibt, verging er sich an der Kleinen bereits, als sie erst 8 Jahre alt war. Jetzt, 17 Jahr alt, wurde das Mädchen noch schwerer mißbraucht. Als sich Folgen zeigten, versuchte L. sie zu beseitigen. Er sah sich aber genötigt, das Mädchen wegen der Wirkungen seiner Eingriffe in eine Frauenklinik zu bringen. Nach Ablegung eines Geständnisses wurde L. dem Untersuchungsrichter vorgeführt.

Neuerwerbungen des Berliner Aquariums. Der Bestand des Aquariums in Büsum in Holstein — das nur im Sommer in Betrieb ist und im Winter geschlossen wird — ist ziemlich vollständig in das Berliner Aquarium übergegangen. Durch Entgegenkommen der Eisenbahnverwaltung Altona ging die Beförderung der Tiere so rasch, daß alle ihren Berliner Bestimmungsort lebend erreichten. Dort leben wir jetzt eine große Anzahl von Knurrhähnen, die mit ihren blaugelben Flüssen eine prächtige Augenweide abgeben. Die Büsumer Knurrhähne haben ein sehr menschenfreundliches Benehmen, sie fressen ihrem Pfleger nämlich ohne weiteres aus der Hand. Nun werden sie nach und nach an Berliner Wasser- und Aquariumsverhältnisse gewöhnt. Ferner kamen Scholle und Steinbutt, darunter ein weißer, Seescorpiane, Doris, Talschnecke, Einsiedlerkrebse, Seepflanzen, Garnelen, die berühmte, aus China in unsere Gewässer eingewanderte Wollhandkrabbe, ein paar alte Schiffsplanzen, die mit Seenellen überläßt sind und Störe. Die Nordseestöre fressen im allgemeinen in der Gefangenschaft schlecht. Man muß sie, die nebenbei bemerkt, Tag und Nacht schwimmen, oft und in kleineren Mengen füttern. Die Büsumer haben sich freilich noch nicht dazu bequemt, in Berlin zu fressen. Von der italienischen Zoologischen Station in Romigno an der dolmatinischen Küste wurden prächtige, rote, stachelige Drachentopffische, ein Meeraal, seltene Seescharten, Seesterne, Bärenkrebse, Dreieckstrabben, die merkwürdigen Meerorangen und große Bachschorlen geschickt. Auch diese Sendung ist ohne jeden Verlust eingetroffen.

Die moderne Hausfrau. Es weht ein frischer Wind im Haus, der alle Kinkerlitzchen rauspuscht und nur das Einfach-Praktische und darum Schöne stehen läßt. In ihren Räumen um Karlsbad 12/13 zeigt die Zentrale der Hausfrauenvereine in einer Sonderausstellung die neuzeitliche Umgestaltung des Kleinhaushaltes. Genormte Möbel, auf einem Gesamtumfang von 57 Quadratmetern muß das gesamte Inventar Platz finden und trotzdem einen freundlichen, wohligen Eindruck erwecken. Der Küchenherd ist von der Bildfläche verschwunden, an seiner Statt besorgen Gas und Elektrizität mit weniger Mühe und größerer Zeitersparnis die Bereitung der Mahlzeiten. Die im Wohnraum gezeigten Möbel sind aus Einzelteilen zusammengesetzt, aus denen sich die verschiedensten Formen bauen lassen. Die modernen Gas- und Elektrizitätsapparaturen sind in zwei getrennten Abteilungen zu sehen. Die Sonderschau „Hausfrau, hilf dir selbst“ enthält allerlei praktische und wertvolle Winke über richtiges und laßches Haushaltsgerät. Die „Hausfrauenwissenschaft“ im Sinne behaltlichen Tuns und sorglichen Waltens hat so in unserer Zeit des gesteigerten Lebenskampfes längst ihren eigenen Beifall verloren und ist zu einem Nebenfach geworden. Neues Wissen auf dem Gebiete der Kraft- und Geldersparnis muß deshalb stets willkommen sein.

„Berliner September-Fest-Woche.“ Der Titel ist vielversprechend. Eine Vortragsreihe des Westens“ glaubt dem allgemeinen Zeitgeschmack Rechnung zu tragen und veranstaltet in den Räumen des Zoo-Restaurants eine Ausstellung „Die Frau — Das Kind — Das gemütliche Heim“. Es war von vornherein vorzuzusehen, daß bei dem Geschäft nicht viel herauskommen würde, aber die Abwehrmaßnahmen, die die Berliner „Offiziösen“ gegen die kleine Konkurrenz zu ergreifen für nötig hielten, waren unnötig, man soll die Kleinen auch leben lassen. Was die Leute mit großer Mühe veranstaltet haben — einige Male wurde die Eröffnung bereits verschoben, und auch am Eröffnungstage präsentiert sie sich im halbfertigen Zustande — das macht ihnen durchaus Ehre, man könnte sogar sagen, in einer kleinen Stadt wäre es keine verlorene Arbeit gewesen. Vom schlichten Küchenstuhl bis zum modernen Klubsessel, ist tatsächlich vieles da, was man sich in einem gemütlichen Heim wünschen möchte. Sogar ein halbes Duzend bekannter Firmen sind mit Erzeugnissen vertreten, so Nähmaschinen, Möbel, Wäschfabrikate, Küchenneuhelien u. a. Was aber den Hauptwert der Schau ausmacht, sind die vielen Stände von fleißigen Kunstgewerbetlerinnen, die ihre mühseligen Erzeugnisse an Epheutechnik, Schmuckdingen, besserer Bijouterie, Reform und Modeschneidung u. a. aufgebaut haben, und die zum Teil weit aus Deutschland herbeigebracht sind, um den Berlinern ihre hübschen Dinge zu zeigen. Um dieser Aussteller willen sollte man ein wenig freundlicher gestimmt sein gegen die kleine Konkurrenz im Schatten der großen.

Chorkonzert der Schutzpolizei. Das Kommando der Schutzpolizei veranstaltet mit seinem gemischten Chor, dessen Leitung im vorigen Jahre der bekannte Dirigent Janot S. Roskin über-

nommen hat, am 19. Oktober 1927, 20 Uhr, im großen Konzertsaal der Staatlichen Hochschule für Musik, Charlottenburg (Fasanenstr. 1), ein Chorkonzert, bei dem Chorgesänge von Mendelssohn, Beethoven, Schubert und Mozart zum Vortrag kommen. Der Violinist Andreas Weisgerber spielt die Romane F. Dur von Beethoven und die ungarischen Tänze Nr. 6 und 7 von Brahms. Der Leiter des Konzerts ist für Wohlfahrtsleistungen der Schutzpolizei bestimmt. Karten sind bei Bote u. Bock und A. Wertheim erhältlich.

Das Oktoberprogramm der Scala sieht im Zeichen der musikalischen Artifizialität. Mit Gesang und Tanz leiten die vier Kubaner den Abend würdig ein. Neuartige Dressuren in höchster Vollendung führt Josef Coleman mit Hunden, Angorakätzchen und Tauben vor. Sogar ein Fuchs zeigt, daß er etwas lernen kann. Die Vielseitigkeit der Blottiers Brothers, der Geige spielenden Akrobatencloowns, wird stürmisch beklatscht. Daß man auch auf einem Einrad Reiter sein kann, wird uns in einem Relianceakt gezeigt, den Hall, Hermine und Rice vollführen. Mit fabelhafter Geschwindigkeit lassen die drei Swiffs ihre Reulen durch die Rüste schwirren. Dann haben wir Gelegenheit, die Routine Bernard Cites zu bewundern, den wir mit seinem vergrößerten Orchester, daß er in Amerika ergänzt hat, begrüßen können. Russische Volkslieder bringt Prof. Kedroffs Vokalquartett in all ihrer Lieblichkeit und Schönheit zu Gehör. Vier Pattans spazieren auf dem Red herum wie zu ebener Erde, und die drei Jovers bringen durch ihre musikalische Clownerie das Publikum zum Lachen. Zwischen den einzelnen Nummern produzieren sich die prächtigen Jackson-Girls, immer gern gesehen. Und noch eine Tanznummer hat großen Erfolg: Emmy Magliani und Terrence Kennedy.

„Ballonprämierung 1927.“ Am Donnerstag, dem 13. und 20. Oktober, findet im Hörsaal 10 der Landwirtschaftlichen Hochschule, Invalidenstr. 42, 8 Uhr abends, die Preisverteilung für die diesjährige Ballonprämierung in Groß-Berlin statt. Die Deutsche Gartenbaugesellschaft prämiiert in diesem Jahre unter Mitarbeit der Ortsgruppe Groß-Berlin des Verbandes Deutscher Blumen-Gesellschaftsinhaber circa 1000 Ballone, von denen circa 200 mit dem ersten Preise ausgezeichnet werden konnten. Die alljährliche Prämierung soll die Blumenliebhaberei in der Großstadt aus rein ideellen und kulturellen Gründen fördern und weiterhin das Straßenbild der Großstadt verschönern.

Seinen 70. Geburtstag begeht am heutigen 13. Oktober Genosse Robert Berger, Pallasstr. 77. Berger trat 1887 in die Parteikämpfe aktiv ein und kämpfte im alten 4. Berliner Wahlkreis Schulter an Schulter mit den Genossen Jubel, Glöckle und Bengels. Sein entschlossenes Eintreten für die sozialistische Idee brachte ihm unterm Sozialistengesetz anlässlich der Propaganda für den Kirchenaustritt eine Freiheitsstrafe ein. Seiner Verdienste als Sozialdemokrat bei der Gründung der Volksbühne, bei seiner zehnjährigen Tätigkeit in der Schulkommision seien besonders gedacht. Berger ist sich und der Partei treu geblieben. Auch heute ist er als Bezirksvorsitzer und Genosse für die Partei stets verbend tätig.

Die Invalidenank-Annoucen-Expedition, die seit über 50 Jahren besteht, bittet uns mitzuteilen, daß sie keinerlei Beziehungen hat zu der in letzter Zeit in der Presse genannten gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft m. b. H. gleichen Namens.

Arbeiterbildungsaue. Der Kurier im 3. Kreis (Wedding), Die Verfassung der deutschen Republik, Lehrer: Gen. Bohm-Schub, beginnt am Dienstag, dem 23. Oktober, und nicht, wie irrtümlich angegeben, am 18. Oktober. — Der Kurier im 17. Kreis (Lichtenberg), Die politischen Parteien in Deutschland, Lehrer Genosse Georg Raible, findet jeden Donnerstag statt und beginnt am Donnerstag, dem 20. Oktober.

Wieder Vulkanausbruch in Japan.

Tokio, 12. Oktober.

Der Vulkan Mt. Mayama ist ausgebrochen. Unter donnerndem Brüllen stieg eine riesige Wolke dicken schwarzen Rauchs aus dem Krater empor, die die ganze Umgegend im Umkreis von siebzig Meilen mit weißer Asche überschüttete.

14^{Mark} der gute reinvollene
Paletolstoff
Koch u. Seeland
Gertraudenstr. 20/21 gegenüber Petrikirche

Ab Sonnabend, 15. Oktober

Erstes Original

Münchener Oktoberfest

In der Alten Autohalle am Kaiserdamm

Veranstalter:

Philipp Kircher, München-Oberammergau

Gaststätte: Gemütliches Dörfel
Gr. Alpenpanoramen / Münchener Spezialitäten / Bier vom Faß
Original Oberländer Watschen- und Figurantänze usw.

Autorennen in der Luft

Große Festwiese

mit allen neuzeitlichen Original-Attraktionen und Fahrgeschäften

Eintritt 50 Pf. Eintritt 50 Pf.

Prima Speisequarg PH. 35 Pfg.
Prima Leberwurst 1,00 Mk.
Prima Fleischwurst 1,00 Mk.
Quadratkäse 48 Pfg.

bei Abnahme von insgesamt 9 Pfund frei Haus versendet gegen Nachnahme

Molkerei Neuzauche Spreewald

Der hohe Ruf von „Blauband“ ist unbestritten und durch ihre hervorragenden Eigenschaften begründet. Lassen Sie sich keine andere Margarine als ebensogut aufdrängen, auch wenn sie zum gleichen Preis mit sogenannten Zugaben oder Geschenken angeboten wird. „Blauband“ ist Qualitätsware, zu der niemand etwas verschenken kann.



Skandale im Braunkohlenbergbau.

Spekulationen mit Syndikatsgeldern. — Famoser Selbstkostenrechnungen.

Die Herrscher der Kohlenreviere haben in neuerer Zeit ein bequemes Mittel erfunden, mit dem sie Lohnbewegungen der Arbeitnehmer entgegenzutreten versuchen. Sie könnten, so sagen sie, die Löhne nur dann erhöhen, wenn sie gleichzeitig eine Steigerung der Kohlenpreise bewilligt wird. Da sie aber wissen, daß das Reichswirtschaftsministerium jetzt nur sehr schwer auf ein solches Verlangen eingeht, so glauben sie hiermit auch die Arbeiter von der Unerfüllbarkeit ihrer Lohnforderungen überzeugen zu können. Das ist der jetzt übliche Kreislauf, der keinerlei Rücksicht darauf nimmt, daß die deutschen Kohlenpreise dank den Syndikaten schon weit über denen des Auslandes liegen. Preisunterbietungen sind dabei wenig zu befürchten, weil einmal sämtliche Kohlenwerke der einzelnen Reviere auf gemeinsamer Grundlage in diesen Syndikaten mit festen Preisen zusammengefaßt sind und im übrigen die Frachtenlage ausländische Konkurrenz in bestimmtem Umfange fernhält. So sind die Syndikate heute auch ein Werkzeug, das der Hochhaltung der Preise und dem Druck auf die Arbeiterlöhne dient.

Die Händlergewinne im ostelbischen Braunkohlensyndikat.

Daß unter solchen Verhältnissen im Braunkohlenbergbau große Gewinne für die Produzenten und die Zwischenhändler entstehen mußten, ist selbstverständlich. Die Vorgänge beim Ostelbischen Braunkohlensyndikat, dem in der Hauptsache die Bise, die Braunkohlen- und Bricketindustrie (Bubiog), die Eintracht und die Niederlausitzer Kohlenwerke angehören, liefern hierfür einen schlagenden Beweis. Bei diesem Syndikat wurden bisher — im Gegensatz zum mitteldeutschen Braunkohlensyndikat — die Kohlen und Bricketts durch das Syndikat selbst vertrieben, so daß also auch die großen Händlerfirmen von den Syndikatshandelsgesellschaften beziehen mußten. Der auf diese Weise erzielte Zwischengewinn floß also dem Syndikat selbst und damit wieder den einzelnen Erzeugerfirmen zu, ohne daß freilich deswegen die Kohlenpreise niedriger als anderswo gewesen wären.

Da nun das Ostelbische Syndikat im nächsten Jahre abläuft, so versuchte die Bubiog, die mit den ihr nahestehenden kleineren Gesellschaften über eine Syndikatsquote von 24 Proz. verfügt, die Bise mit ihren 29 Proz. für sich zu gewinnen, um auf Grund der so hergestellten Mehrheit sämtliche Syndikatshandelsgesellschaften aufzulösen und den Kohlen- und Bricketvertrieb lediglich auf die Bise und die Bubiog zu übertragen. Als dies dem tschechischen Kohlenindustriellen Ignaz Peischel, der durch die Eintracht und die Niederlausitzer Kohlenwerke mit 33 Proz. am Syndikat teilnimmt, zu Ohren kam, versuchte er an der Börse um jeden Preis Bise-Aktien aufzukaufen, um nun seinerseits die Quote der Bise Bergbau A.-G. in die Hand zu bekommen. Eine gewaltige Hausse in Bise-Aktien war die Folge, da Peischel und im Kampf mit ihm auch die Bubiog, Kurse bis 420 Proz. anlegten. Wie hoch mußten die beiden Gegner als Kenner der Verhältnisse die Gewinnmöglichkeiten des Bergbaues und die durch den Zwischenhandel zu erzielenden Gewinne einschätzen, wenn sie solche Preise für die Aktien bezahlen konnten!

Den Kampf gewann schließlich Peischel, da die Verwaltung der Bise und die ihr nahestehende Mitteldeutsche Kreditbank — patriotisch wie diese Leute nun einmal sind — die bei der Bise zum Schutze gegen Ueberfremdung (!) geschaffenen Schutz- und Vorzugsaktien Herrn Peischel sogar gegen zur Verfügung stellten. Die Bubiog fühlte sich kaltgestellt, eine erbitterte Feindschaft zwischen ihr und der Bise entwickelte sich, die heute noch in mehrfachen Prozessen unter großem Aufgebot hervorragender und dementsprechend teurer Juristen ausgefochten wird.

Millionensummen verpfändet.

Hinter verschlossenen Türen spielte sich unterdessen ein kaum glaublicher Skandal ab. Als nämlich die Bubiog und die Bise noch in trauter Freundschaft nebeneinander lebten, gründeten ihre beiden Generaldirektoren zusammen mit fünf anderen Generaldirektoren der dem Syndikat angeschlossenen Werke, dem Generaldirektor des Syndikats und vier Syndikatsangestellten im Jahre 1924 eine private Holzhandels-Gesellschaft, die Kurt Ehrlich u. Co. Kommanditgesellschaft, die sie mit Geldern des Syndikats finanzierten. Durch umfangreiche Wechselmanipulationen wurden zeitweise nicht weniger als 2½ Millionen Mark beim Syndikat bzw. bei der dem Syndikat unterstellten „Bricketvertrieb Mark G. m. b. H.“ entliehen. Den General-

direktoren genügt offenbar ihre Mammutgehälter nicht, sie mußten noch dazu mit fremden Geldern, über die sie in dieser Form überhaupt nicht verfügen durften, zweifelhaftes Nebengeschäfte machen. Die Sache ging aber schief, die Holzgeschäfte endigten im vergangenen Jahre mit einem Verlust von über 1 Million Mark.

Um diese Verluste nun nicht aus eigener Tasche decken zu müssen, versetzten die Beteiligten auf folgendem Ausweg: Man wollte die Kurt Ehrlich u. Co. einfach in Konkurs gehen lassen, da die gründenden Direktoren vorsichtshalber die Form der Kommanditgesellschaft gewählt hatten und formell außer ihren Einlagen von zusammen etwa 100 000 Mark nicht zu weiteren Zahlungen gezwungen werden konnten. Da nun das Syndikat fast der alleinige Gläubiger war, so hätte es den Schaden zu tragen gehabt; aber das ließ sich so vertuschen, da dieselben Persönlichkeiten, die diese zweifelhaften Privatgeschäfte aufgezogen hatten, so auch im Syndikat ionangebend waren.

Hier machte aber die Eifersucht unter den inzwischen in Streit geratenen Syndikatsgruppen einen Strich durch die Rechnung. Der Schwiegervater eines der Söhne Peischels, Geheimrat Ricodem Caro, erstattete in einer Druckschrift

Bericht an das Reichswirtschaftsministerium, das den Skandal „mit Rücksicht auf die Arbeiterschaft“ inoffiziell behandeln wollte

und ein Schiedsgericht unter dem Vorsitz des Reichskohlenkommissars Stuj verschick. Daraufhin wurden der Generaldirektor des Syndikats und zwei weitere Syndikatsdirektoren entlassen, die schuldigen Grubendirektoren blieben aber nach wie vor an der Spitze der größten deutschen Braunkohlenunternehmungen. Dem entlassenen Generaldirektor des Syndikats warf man obendrein, obwohl er sich schwerer Pflichtverletzungen schuldig gemacht hatte, noch eine Abfindungssumme von weit über 100 000 Mark nach, da man sich wohl mit ihm als einem Mitwisser der peinlichen Vorgänge nicht gern entzweien wollte. Nach endlosem Drängen wurde dann auch der Schaden von 1 Million Mark beglichen, wobei die Generaldirektoren der Bise und der Bubiog als die Hauptverantwortlichen mehr als die Hälfte dieser Summe aufbringen mußten.

Daneben lief aber etwas weit Tollereres. Der Geschäftsführer einer Syndikatsgesellschaft nahm für sich persönlich, als er sah, wie die Grubendirektoren mit den Geldern des Syndikats bei ihren Holzgeschäften mißbrauchten, ebenfalls den Wechselkredit des Syndikats in Anspruch, wobei er die unmöglichsten Privatgeschäfte finanzierte und woraus dem Syndikat ein neuer nicht geringer Schaden von etwa 3½ Millionen Mark entstand. Auch dies kam nicht an die Öffentlichkeit, der schuldige Geschäftsführer mußte verschwinden.

Unter den Augen der Minister. — „Selbstkosten“!

Man muß sich an den Kopf greifen über eine solche Mißwirtschaft. Das sind die Wirtschaftsführer Deutschlands! Und diese Mißwirtschaft vollzieht sich unter den Augen des Reichswirtschaftsministeriums, das die Dinge der Öffentlichkeit vorzuenthalten, die Skandale „inoffiziell“ behandelt mit Rücksicht auf die Arbeiterschaft. Diese „Rücksicht“ will etwas heißen, wenn man hört, daß unter den zur Abdeckung der Syndikatsverluste angehaltenen Generaldirektoren auch Herr Peischel sich befindet, der am 20. September seine Unterschrift unter das berühmte Welterklärungsschreiben des mitteldeutschen Arbeitgebersverbandes setzte, das nur gegen Preiserhöhungen Lohnerrhöhungen zugestehen wollte.

Eine äußerst ernste Frage wird durch diese Skandale aber aufgeworfen. Es sind Verluste entstanden von insgesamt rund 5 Millionen Mark, wenn man die gezahlten Abfindungen einrechnet. Wer trägt diese Verluste, wo erscheinen sie? Ein großer Teil von ihnen erscheint selbstverständlich unter den famosen Selbstkosten, mit denen bewiesen wird, daß man ohne Preiserhöhungen keine Lohnerrhöhungen zahlen kann. Was soll nach solchen Vorgängen noch von den Selbstkostenrechnungen der Braunkohlenindustrie gehalten werden? Die Arbeiterschaft weiß längst, was davon zu halten ist. Hoffentlich nimmt jetzt auch die breiteste Öffentlichkeit Bezugnahme, sich einmal darum zu kümmern.

Sparkapital und Gemeinwirtschaft.

Stärkt die eigenen Banken!

Die letzten Tage und Wochen haben wieder gezeigt, daß dem Privatkapital das Gesamtinteresse nichts, der Profit aber alles ist. Am deutlichsten kam das bei der letzten Kreditverlängerung zum Ausdruck, die die Reichsbank vornahm. Die privaten Banken haben

sich dabei wieder einen Sondervorteil auf alle Kreditgeschäfte von einem halben Prozent gesichert, den die produktive Wirtschaft, d. h. aber letztlich die Masse der Konsumenten tragen muß.

Leider scheinen auch die öffentlichen Sparkassen Deutschlands ihren öffentlichen, d. h. gemeinwirtschaftlichen Charakter nicht so zu verstehen, wie es im Interesse der großen Masse ihrer Einleger liegt, die in den allermeisten Fällen Lohn- und Gehaltsempfänger sind. Die Sparkassen sind verpflichtet, den größten Teil ihrer Einlagen langfristig und mündelsicher anzulegen. Früher geschah das zum großen Teil in Anleihen des Staates. Es möchte früher auch hingenommen werden, wenn durch die Bewährung von Bauhypotheken eigentlich mit den Sparmitteln der arbeitenden Massen jene Mietknechtschaft ausgerichtet wurde, die die Hausbesitzer über die Massen ausübten. Aber die Sparkassen scheinen unter der heutigen Leitung ihrer Zentrale jetzt ein größeres Interesse daran zu haben, sich mit den privaten Banken und anderen privaten Wirtschaftskreisen gut zu verstehen, als ihrem gemeinwirtschaftlichen Zweck nachhaltig zu dienen. Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, wie der Kieler Sparkassentag einem radikalen Vertreter des sozialreaktionären Mittelstandes das Wort gab, der sich mit aller Deutlichkeit und größter Schärfe gegen die Gemeinwirtschaft wandte und die Sparkassen in den Dienst dieser Ideen gestellt wissen wollte. Obendrein wurde auf jener Tagung die Bedeutung des Mittelstandes dahin unterstrichen, daß dieser zur Bekämpfung der Konsumvereine unentbehrlich sei.

Dazu sind die Sparkassen, die unter der Kontrolle der Gemeindeverwaltung stehen, wahrlich nicht da, daß sie mit dem Geld der arbeitenden Massen deren genossenschaftliche Selbsthilfe sabotieren und durch lokale Vereinbarungen mit dem privaten Bankentapital mit dazu beitragen, daß der Ruhestoff in der Volkswirtschaft durch Verteuerung der Kredite herabgemindert wird. Die Sparkassen haben im ganzen zwar die Verteuerung der Kredite durch die Privatbanken nicht mitgemacht, aber ihre Politik fördert die Herrschaft der Banken und auch die Interessen von Parteien, die keineswegs massenfreundlich und freunde der Gemeinwirtschaft sind.

Unter diesen Umständen müssen die sparrenden Arbeiter, Angestellten und Beamtenmassen sich wirklich überlegen, wie sie den öffentlichen Charakter der Sparkassen auch dahin wirksam machen können, daß die Gelder im Sinne der wirtschaftlichen Demokratie verwertet werden. Sie können das durch den Einfluß, den sie in den kommunalen Verwaltungen haben, die sicher in sehr vielen Fällen mit der Politik der Berliner Sparkassengruppe nicht einverstanden sind. Sie können das aber auch — und das mögen sich die Leiter der Sparkassenbewegung sehr überlegen — durch die rücksichtslose Förderung der ja endlich vorhandenen großen Selbsthilfeorganisationen, auch auf dem Gebiet der Bauwirtschaft. Die Verwendung von Spargeldern in den Konsumvereinen, bei der Arbeiterbank, den Bauerngenossenschaften und Bauhütten, sichert den arbeitenden Massen direkt alle Vorteile der eigenen Verwendung und macht den sozialen, gemeinwirtschaftlichen Charakter der Geldverwendung sofort zweifellos. Unabsehbar sind auf diesem Gebiet nach die Möglichkeiten der Selbsthilfe. Das mögen sich alle die Kreise sehr ernsthaft überlegen, die zu verfechten scheinen, daß dem demokratischen und republikanischen Deutschland auch eine demokratische und soziale Wirtschaft entsprechen muß.

Einzelhandel und Konsumvereine.

Die Wirtschaftsminister Preußens und des Reichs auf der Einzelhandeltagung.

Am dritten Tage der Einzelhandeltagung sprachen u. a. der preußische Handelsminister Dr. Schreiber und der Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius zu den allgemeinen Problemen des Einzelhandels. Beide Minister ließen es sich angelegen sein, dem Bund in unzweideutiger Form auf die Sinnlosigkeit der Preiserhöhung infolge der Beamtenbesoldungsreform und ihre Gefahren hinzuweisen. Sehr beachtlich waren die Ausführungen Dr. Schreibers in der Frage des gewerblichen Mietrechts. Er vertritt vollkommen, daß die Forderung der Zwangswirtschaft für gewerblich benutzte Räume in weiten Kreisen

Moderne Winterkleidung — Niedrigste Preise

- Uls'er für junge Herren, aus modernem engl. gemusterten Stoffen, mit Absatte, in verschiedenen Formen, je nach Qualität 30.-
- Herren-Ulster mit Rückenalt und Gurt aus einfarbigem od. karierten Stoffen, mit Absatte, je nach Qualität 40.-
- Winter-Paletots in Saatk-, zwei-Form, a. weichen, schwarz, Chamois oder Eskimote, je n. Qualität 100., 90., 85., 75., 70., 65., 55.-
- Rodi-Paletots mit Samtkragen, je verschiedenen auf Satinella oder Konsteide, je nach Qualität n. Art 100., 90., 80., 75., 70.-
- Winter Ulster Rücken ohne Naht, offen und geschlossen zu tragen, vollständiger Maßersatz, aus neuzeitlichen Stoffen 75.-
- Eleganter Gehpelz schwarzer Tuchbezug, Seal-Elektrik-Kragen, Sealelektrikschaltheiter 170.-
- Herren Sportpelz moderner Stoffbezug, austral. Opasumschaltheiter 185.-
- Flotter Sportpelz Covercoatbezug, mit Rückenmittel, austral. Opasumkragen, Hamsterfüßler 215.-
- Vornehmer Straßenpelz schwarzer Drapbezug, Sealelektrikschaltheiter, Nutriaschultheiter 210.-

- Damen-Wintermäntel aus gemustert. Flanellstoff, nette klassische Formen 21.-
- Damen-Velourmäntel in modernen Formen und Farben, mit Plüsch oder Pelz verbrämt 32.-
- Ottomanemäntel mit reichhaltigem, Pelz- oder Plüschbezug, a. T. mit entzückend. Trassengemierung, je nach Art 52., 46.-
- Sealplüschmäntel hocheleganter gefütterter warm gefüllter, mit Aermel-erschließel, aus blauen Stoffen, für Jährige Knaben und Mädchen 55.-
- Kieler Pujadi für Jährige Knaben und Mädchen 5.50
- Knaben-Uls'er aus gemust. Stoffen, in verschiedenen Farbentellungen, neueste Modelle, je nach Qualität, für Jährige 24., 20., 16.50, 12.-
- Lodenmäntel für Damen und Herren 21.-
- Gummi-Trendi-Coat für Herren 32.-
- Herren-Trendi-Coat mit Winter-Plüschfüßler u. Einknopfen 30.-

Gesellschaftskleidung für Herren
Smoking-, Abend-, Tanzanzüge, l. vollend. Paßform fort. a. Lager

Der neue Winterkatalog gratis und franko



Die Erntenot vor dem Landtag.

Die Agrarier für verstärkte Schmutzkonkurrenz ausländischer Wanderarbeiter.

des deutschen Einzelhandels Unruhe hervorgerufen habe. Er trete deshalb dafür ein, daß das allgemeine Mietrecht schleunigt dahin geändert werden müsse, daß dem Mieter, der seine Pflichten gegenüber dem Vermieter erfüllt, nur dann gekündigt werden darf, wenn ein wichtiger Grund für die Kündigung vorliegt. Eine derartige Abhängigkeit der gewerblichen Mieter, wie sie zurzeit besteht, sei weder wirtschaftlich notwendig noch mit dem sozialen Geist unserer Zeit vereinbar.

Das von verschiedenen Kreisen des Einzelhandels geforderte Eingreifen des Staates zur Abwehr der Konkurrenz von Konsumvereinen erklärte der Minister für gänzlich unmöglich und fügte hinzu, daß der Handel stets besetzt habe, er führe die Warenverteilung in der zweckmäßigsten Weise durch. Sei dies aber tatsächlich der Fall, dann erübrige sich ein Eingreifen des Staates von selbst. Denn es müsse dem Verbraucher die Entscheidung allein überlassen bleiben, von welcher Seite er am besten und billigsten bedient wird.

Auch der Reichswirtschaftsminister Carius erwähnte im Zusammenhang mit der bei den Warenhäusern und Großbetrieben besonders stark in Erscheinung tretenden Konzentrationsbewegung den Nutzen eines genossenschaftlichen Wareneinkaufs. Er ging in seiner Erklärung so weit, zu betonen, daß der genossenschaftliche Wareneinkauf für den Zweck eines gemeinsamen Wareneinkaufs für einen großen Teil der Kleinbetriebe vielleicht der einzig mögliche Fortschritt und auch der wirksamste Schutz sei.

Wenn auch die Genossenschaftsbewegung nicht erst habe amtliche Persönlichkeiten als Sprachrohr für die Öffentlichkeit braucht, um sich ihre erfolgreiche Tätigkeit im Wirtschaftsleben bescheinigen zu lassen, so zeigt das Urteil dieser beiden Wirtschaftsminister immerhin, welche Bedeutung die Genossenschaften heute bereits mit Recht zu beanspruchen haben.

Wieder Ringbildungen gegen die öffentliche Hand. Ja keine Verbilligung.

Ein gutes Beispiel dafür, wie die verbotenen Ringbildungen gegen die öffentliche Hand dennoch praktisch gemacht werden, wird uns aus Westdeutschland berichtet. Die „Deutsche Kohlenzeitung“, das Organ des Zentralverbandes der Kohlenhändler Deutschlands, hat einen Kohlenanleihebrief aus Aachen gebracht, aus dem folgende Bemerkungen beachtlich sind. Es heißt darin:

„Der Verein regelt in der Hauptsache die fuhrtenweife Abgabe von Kohlen, und zwar nur von Hausbrandkohlen; durch Festsetzung von einheitlichen Verkaufspreisen trägt zur Gesundung des Handels bei. Es ist kein Bestreben, dahin zu wirken, daß sich sämtliche Händler der Stadt zusammenschließen und vor allen Dingen bei Behördenauschreibungen usw. geschlossen vorgehen; zum Schutze von Lieferern und Abnehmer (1) gegen Unzulänglichkeiten und Preisveränderungen.“

Wie durch einheitliche Verkaufspreise zur Gesundung des Handels beigetragen wird, das weiß man. Aber Kohlen kaufen muß, zahl eben die höchsten Preise, die die Händler nur durchsetzen können. Daß man sich aber der öffentlichen Hand gegenüber zu Ringen zusammenschließt und so von vornherein jede Konkurrenz bei den großen Lieferungsaufrufen für die öffentliche Hand ausschließt, das ist eine Sache, um die sich einmal die Behörden kümmern sollten. Heute scheidet alles in Deutschland nach Sparfamkeit in der öffentlichen Verwaltung. Wo man diese aber zum Nutzen des privaten Profits schröpfen kann, da ist das Privokapital jederzeit zur Hand.

Immer noch wachsender Güterverkehr.

In der Woche zum 1. Oktober hat die arbeitsmäßige Wagenstellung wieder zugenommen. Sie ist von 158 600 auf 160 000 gestiegen, wie folgende Tabelle erkennen läßt:

Tabellarische Uebersicht seit September (in 1000 Stück)			
Woche	wöchentlich	durchschnittlich pro Arbeitstag	
	1927	1926	1927 1926
23. 8.—8. 9.	918,4	824,6	158,1 137,4
4. 9.—10. 9.	928,0	824,8	154,7 137,4
11. 9.—17. 9.	947,8	842,2	158,0 140,4
18. 9.—24. 9.	951,8	848,1	158,6 141,4
25. 9.—1. 10.	960,0	859,3	160,0 143,2

Die Tendenz zur Verkehrsteigerung dauert also ungemindert fort. Die höchste Verkehrsziffer der Reichsbahn, die in dem ganzen Jahre 1927 erreicht worden ist (158 600 Wagen pro Arbeitstag in der Woche zum 28. Mai), ist damit übertroffen worden.

Polen bekommt seine Anleihe.

Polens Kampf um die Beschaffung seiner Stabilisierungsanleihe scheint doch jetzt zu einem endgültigen Erfolg geführt zu haben. Die Bedingungen, unter denen der polnische Staat die Anleihe erhält, sind vom Kabinettsrat geprüft und genehmigt worden. Der Finanzminister wird zur Unterzeichnung des Anleihevertrages ermächtigt. Polen soll danach 62 Millionen Dollar und 2 Millionen Pfund Sterling erhalten. Den Erlös aus der Anleihe konnte es dadurch steigern, daß die Anleihe nicht mit 90, sondern mit 92 Proz. ausgelegt wird bei siebenprozentiger Verzinsung, während der Rückkauf zu 103 Proz. erfolgen soll. Die Anleihe ist also auch jetzt noch ziemlich teuer. 45 Millionen Dollar werden in New York, die 2 Millionen Pfund Sterling in London aufgelegt, der Rest der Dollaranleihe soll auf europäischen Kapitalmärkten gezeichnet werden. Die Anleihe dient ausschließlich zur Stabilisierung der polnischen Währung und der polnischen Finanzen. Das Stabilisierungsdekret wird demnächst veröffentlicht.

Wer soll geangelt werden? Aus Westdeutschland wird gemeldet, daß die Kohlenfelder der Städte Frankfurt und Köln verkauft werden sollen. Die Gewerkschaft Norddeutschland, die als Käufer genannt wurde, läßt erklären, daß sie nichts davon wisse. Nach anderen Meldungen sollen die Felder wieder an das Kohlenland zurückgegeben. Die letzte Vermutung ist irreführend; denn das Kohlenland hat nichts damit zu tun. Es wird sich auch im ganzen um ein Hirngespinnst handeln, allerdings von Interessenten, die bestimmte Zwecke verfolgen. Verknüpft werden die Meldungen nämlich mit Hinweisen über die günstige Entwicklung der Gasfernverföhrung, womit offenbar die Zechenpläne gefördert werden sollen. Die öffentliche Meinung zu beeinflussen und Dumme zu fangen, in einem Augenblick, wo von solchen Fortschritten der Ruhr nicht die Rede sein kann, wird auch jetzt ein vergebliches Bemühen bleiben.

Die öffentliche Stromerzeugung weiter gestiegen. Im Jahre 1926 haben die Mitglieder der Vereinigung der Elektrizitätswerke mit 12,46 Milliarden Kilowattstunden 4 Proz. mehr Kraft erzeugt als 1925, wo ein Zuwachs von 29 Proz. gegenüber dem Vorjahr zu verzeichnen war. Insgesamt stellt sich die Krafterzeugung der öffentlichen Elektrizitätswerke, von denen 95 Proz. in der Vereinigung zusammengeschlossen sind, auf 12,91 Milliarden Kilowattstunden. Das bedeutet 204 Kilowattstunden auf den Kopf der Bevölkerung, die gleiche Menge wie in Frankreich und etwa 20 Kilowattstunden mehr als in England.

Als verwerfliche Befürchtung bezeichnet ein Kölner Wirtschaftsbericht über die linksrheinische Industrie die Meinung, daß sich die gespannte innerpolitische und finanzielle Lage zu einer Wirtschaftskrise verdicke. Ohne Zweifel komme man zu der Feststellung, daß die Befürchtung im zweiten Bierzehnjahr bis Ende September nicht nur angehalten, sondern noch weiter zugenommen und sich auf eine Reihe von Wirtschaftszweigen ausgedehnt habe.

In der Mittwochsitzung des Landtags gab zunächst Präsident Bartels die Mandatsniederlegung des Abg. Art. Kreuzburg (D. Sp.) bekannt.

Vor Eintritt in die Tagesordnung gibt sodann Abg. Blank (Z.) eine Erklärung ab in der er sich gegen einen im „Montag-Morgen“ unter der Ueberschrift „Abgeordnete besorgen Buchmacherstellen“ erschienenen Artikel wendet. Die darin in bezug auf seine Person aufgestellten Behauptungen seien unwohr und für ihn in keiner Abgeordnetenehre sehr beleidigend. Gegen den Artikel-schreiber habe er Strafantrag gestellt.

Hierauf beantragt Abg. Korf (Komm.) zur Geschäftsordnung, eine kommunisistische Interpellation betreffend Stellung der preussischen Regierung zum Reichshulgesetz und Kontordat als ersten Punkt auf die Tagesordnung zu legen.

Abg. Falk (Dem.) widerspricht. Da der Widerspruch eines Abgeordneten genügt, kann der kommunisistische Antrag nicht behandelt werden.

Gegen einen weiteren Geschäftsordnungsantrag der Kommunisten, ihre Interpellation über den Bergarbeiterstreik in Mitteldeutschland auf die Tagesordnung zu legen, erheben die Deutschnationalen Widerspruch.

Die Unwetter Schäden in Preußen.

Das Haus tritt nunmehr in die Tagesordnung ein und überweist ohne Aussprache die von den Sozialdemokraten und Deutschnationalen gestellten Anträge betreffend den Ausbau des Stralsunder Hafens dem Hauptausschuß.

Es folgt die gemeinsame Beratung von neunzehn Urantträgen und großen Anträgen, die von den einzelnen Parteien über die Unwetter- und Ernteschäden in den verschiedenen Teilen Preußens eingebracht sind. Nach der Begründung der Anträge durch die Antragsteller, in der namentlich die deutschnationalen Redner aus der Schädigung einzelner Landestteile eine allgemeine Notlage der Landwirtschaft zu konstruieren suchen, nimmt in der allgemeinen Aussprache das Wort:

Abg. Jürgensen (Soz.):

Nach dem Ergebnis der amtlichen Statistiken und nach agrarischen Bredouierungen muß man die Klagen der Herren von rechts und des Landbundes über die Not der Landwirtschaft als weit übertrieben bezeichnen. Selbstverständlich ist durch Unwetter großer Schaden angerichtet worden; in den einzelnen Landesteilen konnte durch die Nässe die Ernte nur mit großer Verpätung heringebracht werden. Es versteht sich von selbst, daß die Sozialdemokratie alles tun wird, um die so zu Schaden gekommenen zu entschädigen. Aber es ist unerschwinglich, aus der Notlage einzelner Gebietsteile Rückschlüsse auf ein allgemeine Notlage der Landwirtschaft zu ziehen. Uns liegen Klagen vor von seiten kleinerer Landwirte über die Schädlichkeit der Schutzhülle auf Getreide und Futtermittel auch für die Landwirtschaft selbst. Die deutschnationale Forderung auf Erhöhung des Kontingents der ausländischen Wanderarbeiter können wir im Interesse der deutschen landwirtschaftlichen Arbeiter ganz entschieden ablehnen. (Bravo! bei den Soz.)

Die Deutschnationalen fordern ausländische Logodrucker!

Abg. Mühlberg (Dnat.): Die Sozialdemokratie betrachtet die Lage der Landwirtschaft nur durch die Parteilinse. Die Notlage der Landwirte, hervorgerufen durch Unwetter und Hochwasser, ist ungeheuer groß. Daß die Ernteträge so gut sind, wie sie Herr Jürgensen schilderte, bestreiten wir. Das Kontingent der ausländischen Wanderarbeiter muß erhöht werden, da es für die Landwirte sehr schwer ist, zum Tariflohn inländische Erwerbstätige für die Erntearbeit zu bekommen.

Abg. Koenigs (Z.) ist der Ansicht, daß die Schäden auf dem Lande individuell festgestellt und behandelt werden müssen.

Die Ernteträge seien durchaus nicht so günstig, wie es der Abgeordnete Jürgensen hinstellen versuchte. Ein weiteres Herabdrücken des Kontingents der ausländischen Wanderarbeiter wäre für die Landwirtschaft katastrophal.

Abg. Dr. Schifan (D. Sp.) ist der Ansicht, daß die Hochwasserschäden sich noch auf lange Zeit hinaus auswirken werden. Die Ernteträge seien durchweg schlecht und die Landwirtschaft ver-schuldet. Den Landwirten müsse mit Zinsverbilligung geholfen werden.

Abg. Hoffmann (Komm.) tritt für die auf dem Lande geschädigten kleinen Erntezinsen ein.

Abg. Peters-Hochdonn (Soz.):

Wir sind bereit, die durch Unwetter und Wasser angerichteten Schäden, die wohl den Zusammenbruch einzelner landwirtschaftlicher Unternehmungen herbeiführen können, so schnell als möglich zu beheben. Aber es liegt durchaus keine Veranlassung vor, die Notlage zu verallgemeinern, wie es die Deutschnationalen tun. Wenn es in einzelnen Fällen nicht gelungen ist, Erwerbslose aus der Stadt zum Tariflohn auf das Land zu bringen, so liegt das daran, daß der landwirtschaftliche Tariflohn viel zu niedrig ist. Wenn die Vertreter der agrarischen Interessen von rechts sich endlich dazu aufraffen würden, in dieser Hinsicht menschenwürdige Zustände zu schaffen, könnte die Schmutzkonkurrenz der ausländischen Wanderarbeiter für unsere deutsche Landarbeiterschaft schnell beseitigt werden. (Beifall bei den Soz.)

Nach weiteren Ausführungen der Abgeordneten Dermichel (Dnat.), Jacobi-Kassau (Z.) und Heisch (Dem.) schließt die Aussprache. Die Anträge werden dem Hauptausschuß überwiesen.

Hierauf vertagt sich das Haus. Die nächste Sitzung findet statt Donnerstag, den 13. Oktober, mittags 12 Uhr. Auf der Tagesordnung stehen: Beratung der vom Staatsministerium durch Kotoverordnung erlassenen Ausführungsbestimmungen zum Reichsgesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, die sogenannte Flaggennoteverordnung der preussischen Regierung zum 11. August sowie ein Antrag betreffend Seuchenbekämpfung im Waldenburger Gebiet und zwei kommunisistische Anträge über den Bergarbeiterstreik in Mitteldeutschland und die Entlohnung von Bergarbeitern im Bergrevier Neudlinghausen, die aber ohne Aussprache an die Ausschüsse gehen sollen.

Briefkasten der Redaktion.

W. B. 21. 1. Deutscher Bauernbund, Berlin SW. 40, Sinderstraße, 11. 2. Erlehen Sie dort. — Heibelstraße, Per 1. Mai 1899 hier auf einen Donnerstag, der Ruhetag auf den vorhergehenden Mittwoch, den 26. April, und der Dummfabriktag auf Donnerstag, den 13. Mai.

Kinder lieben diesen Hustensirup Ganz leicht selbst herzustellen

Bei Kindern muß gegen Husten bei den ersten Anzeichen vorgegangen werden. Zeitige Maßregeln vermeiden ernstliche Komplikationen. Sie können einen wirksamen Hustensirup, den alle Kinder lieben, selbst herstellen. Er ist auch für Erwachsene gut. Man nimmt 60 Gramm Anis (dreifach konzentriert) mit 250 Gramm vorher in einem viertel Liter kochenden Wassers gelösten Zucker. Das ergibt fast einen halben Liter Hustensirup, der bei einem Drittel des Preises besser ist als die meisten Fertigarparate. Die Heildämpfe des Anis dringen in alle Atmungsorgane und sorgen für schnelle Abhilfe bei Hals- und Brustentzündung. Verschämen Sie nicht, sich Anis (dreifach konzentriert) zu besorgen. In jeder Apotheke erhältlich.

Für die kühlen Tage
BLUSEN-SCHÖNER



REINE WOLLE WEISS u. FARBIG

2,95



Am 11. Oktober, früh 7½ Uhr, amtlich öffentlich und unermittelt mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater, Bruder, Schwager und Onkel, der Egozident (früher Gattler)

Hermann Wendt
im 76. Lebensjahre.
Um dieses Beileid bildet im Namen der Hinterbliebenen

Frau Auguste Wendt geb. Wittich
nebst Kindern und Verwandten.
Berlin, den 12. Oktober 1927.
Hermann Wendt

Die Trauerfeier findet am Sonntag, den 15. Oktober, um 11½ Uhr, im Krematorium Gerlachstr. statt

Eisu-Betten,
Kinderbetten, Stahlmatt., **günstig** an Priv.
Kat. 204/9r. Eise am 30. 11. 29. 30. 31. (Thür.)

Zögern Sie nicht länger, die butterfeine Rama Margarine zu probieren! Für nur 50 Pfennig erhalten Sie ein halbes Pfund Rama — mehr als genug, um feststellen zu können, daß diese Margarine wie Butter schmeckt und ebenso ergiebig ist.

Sie werden glücklich sein, künftig auf die teure Butter verzichten zu können.

Rama
MARGARINE
butterfein

Die meistgekaupte Margarine-Marke Deutschlands

In der Feldhüterbude.

Von Karel V. Rals.

(Uebersetzung aus dem Tschechischen.)

Ich sah mit dem Kameraden vor der Bude am Feldrain, der mit einem dichten Netz betauten Grafs bedeckt war. Um uns duftete der Thymian. Es war eine primitive Bude, aber sie war gründlich mit Stroh gedeckt; und damit es drin warm sei, waren zwei Schober zusammengerafftes Stroh aufgeschüttet.

Mein Kamerad war nur ein etwa zwölffähriger Bursche, doch hochgewachsen und stämmig; er würde meine Hand wie eine faule Birne zerdrückt haben. Ich war gegen ihn, wie ein Pudel — doch war ich damals erst zehn Jahre alt.

Wir gingen miteinander hüten, von mir wußte man allerdings, daß ich nicht einmal eine Stachelbeere im Garten zu hüten verstehe, aber damit der Pepi nicht allein sei, hatte man mir den Posten gegeben. Starke, knotige Holzstöcke, die wir uns nachmittags aus dem Gebüsch geholt hatten, lagen neben uns. Wir sprachen nicht viel. Der Pepi hatte zwar aus langer Weile jeden Augenblick Lust zum Plaudern, da er aber selten eine Antwort erhielt, schwieg er schließlich auch. Es war mir ängstlich zumute — ein Gefühl befahl mich, das der Furcht allzusehr ähnelte; es lief mir über den Rücken, und deshalb hatte ich keine Lust zum Reden. Ich atmete ganz leise und horchte auf das geringste Geräusch, das wohl von irgendeinem Mäuschen oder einem dunklen Nachtfalter herrührte, der aus den Kartoffelstauden aufzog.

Es war etwas nach zehn Uhr . . . Die Nacht war klar. Das Firmament wie die Stodenzblumen, die bei Tag den Hang des Hains blau erglänzen lassen, und zwischen dieser Bläue blinkten größere und kleinere Sterne auf, wie die des goldgelben Blümlein Fingerkraut, das auch in Hohlwegen blüht. Die Milchstraße zog sich wie ein langer, durchsichtiger, blaugelber Rauch längs des Himmels, und erst nach längerem Hinblicken sah man aus ihr die Tausende und aber Tausende von Sternen hervorquellen. Der Mond schien nicht, doch es war Dämmergrau, wie es in einer Sommernacht zu sein pflegt, wenn der Osten sich mit bleichem Schimmer zu röteln beginnt, kaum daß der Westen erlosch . . .

Aus dem Städtchen hinter dem Hügel drangen die langgezogenen Töne eines heiseren männlichen Organs herüber, und dann ein merkwürdiges Gequatsch: „Aia, tschja — Aia tschja“ — der Karr Mathias „rief die Zeit aus“, und sprach etwas wie „Ritternachtsstunde“ dazu. Manchmal verkündet Mathias auch seine Ritternachtsstunde um zehn. Dann streckte er sich beim „Tschtsch“ in den Rasen und schlief glücklich; Leute, die ihn schlafend gesehen hatten, erzählten, daß er so aus dem Schlafe lachte wie er sonst nicht zu lachen pflegte — wie ein vernünftiger Mensch nämlich. Der himmlische Vater allein weiß, wozu ihm träumte. Vielleicht von seinem Ritterchen — das er unendlich liebte, wenn er auch nur ein Karr war — oder von seiner Schwester, solange sie noch ihm gehörte, solange sie ihn vor den Menschen nicht verlegnete.

Drunter im Graben häupten glänzende Johanniskäferchen, es glänzte sogar wohl mal eins aus den Ackerhollen heraus; auch im Sumpfe, im Tal, beim Feldgraben flimmerte irgendwo ein blaues Verrücktes. Im nahen Haine rief ein kleines Vögelchen und in sein Lied hinein piff — vielleicht aus dem Schlafe — eine Amsel, oder gurrte eine wilde Taube; es war ein tiefes, schreiendes Gurren, und klang fast traurig.

Irgendwo im Walde donnerte ein Schuß — vielleicht — vielleicht schloß sich gerade in diesem Augenblick das große, schwarze Auge eines Rehes, und vielleicht sprang gerade aus seiner Hüfte ein roter Strohl hervor.

Das Singvögelchen verstummte, nur die Taube gurrte lauter, das Bächlein rieselte und in der Tiefe unter dem Abhange klapperte die Untertaismühle, deren kleine Fenster erleuchtet waren. Der Wald war schwarz wie die Sünde.

Jetzt sprangen wir im Nu auf — weit hinten am Felde ertönte ein Pfiff und dann schrie jemand stark. „Ach, das war der häusler Bodzimek, der seine Kartoffeln hütete. Der arme Kerl fürchtete sich, deshalb schrie er, damit ihm die anderen Feldhüter antworteten, um ihn so in seiner Einsamkeit aufzuheitern. Jetzt blies er auf der Handfläche nach militärischer Art — und war doch nie beim Militär gewesen. Kaum, daß er „abgeblasen“ hatte, so erschollen von verschiedenen Seiten her Piffe und Schreie, die Feldhüter antworteten, sie kannten ihn ja. Mein Kamerad rief ihm auch entgegen, ich hatte es mich noch nicht getraut. Vom Turme unserer Kirche klangen es Glockenschläge herüber; es wird wohl sicher regnen, wenn die Töne so vernehmbar sind.“

Wir krochen in die Bude und vergruben uns im Heu. Die Helme vor der Bude knirschten jeden Augenblick. Vor der Deffnung bewegte sich von Zeit zu Zeit der schwarze Körper eines Nachtinsekts. Es war ruhig, aber dennoch schien mir, daß in der Luft etwas flüsternde — vielleicht „fiel der Tau“.

Von der Mühle her erscholl ein Geschrei.
„Wenzel, das da habe ich nicht erwartet!“
„Erwartet oder nicht erwartet — schlieben Sie schon ab!“
„Aber Wenzel, aber nicht den Vater!“
„Schweig mir, beide sollen gehen — das Blut haben sie mir nur ausgefangt!“

„Das Blut haben sie mir ausgefangt — sojoso — das da, Wenzel . . .“

Dann vernahm ich das Einschlagen einer Tür . . .

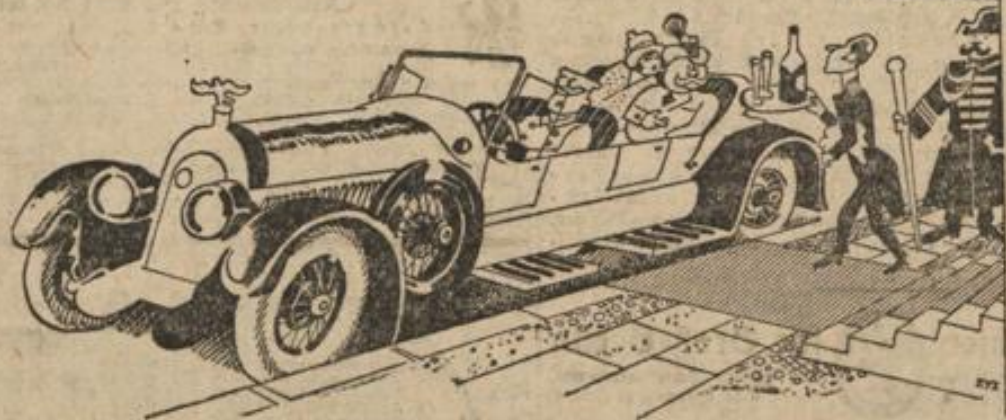
Der Müller jagte seinen Schwiegervater, den ehemaligen Herrn der alten Mühle, der nun auf Altwieseln gelebt war, davon.
Siehst du also, fortwährend hast du den Schwiegerohn gelobt, wenn du ihm auch ungern deine blätterarmnartige Philippine gegeben hast, und dabei deinen Sohn, den blühen Toni, um sein Verrecht betrügst, und — jetzt geht ihr Beiden. So wanderten auch meine Gedanken in die Mühle, wo ich einmal eine Nacht hindurch mit dem Vater gemahlen hatte. Der alte Müller sah damals bei der Windfänge, drehte gemächlich die Ringe und paffte aus einer kurzen Pfeife. Es war kurz nach der Hochzeit der Jungen. Damals sagte der Alte: „Ei, meiner Treu, das tonnt mir auf die alten Tage zugute.“

Wo wird er heute mit dem Toni übernachten?
Obgleich ich mich bis über die Ohren ins Heu eingegraben hatte, war an Schlaf nicht zu denken; ein kleiner Frostschauer ließ mich über den Rücken, und der Bodzimek trompetete ab und zu.

Dann aber schliefen sich die Lider doch. Aber ich schlief nicht, obgleich mir das Bewußtsein nach und nach schwand, der Körper schlief noch nicht, aber durch den Kopf schwirren Träume — alles wird ferner und weiter — es zuckt in einem und alles ist dann vorbei.

Im Walde ließ sich eine neue schwache Vogelstimme vernehmen.

Er weiß Rat.



Rittergutsbesitzer v. Knettsche beschließt, nach dem Flaggenkompromiß kein Berliner Hotel mehr zu betreten. Da der Mensch aber nicht verdursten kann, schließt auch er ein Kompromiß.

irgendein armer Kerl, der nicht schlafen konnte, und schon so zeitig aufstand. Und wieder sprangen wir pfeilschnell auf — Gefäß und Getreid sich uns empor.

„Ei, du Schelm du!“
„Gewatter, lieber Gewatter! Heißt mir, er zerreißt mich ja!“
„Ich werde dir den Gewatter anstreichen! Er bläst sich ein Liedchen, weil er sich angeblich fürchtet und inzwischen probiert er aus, wo es am ruhigsten ist, damit er sich dort langlegen kann!“
Und aus der Ferne hörte man, wie auf den Rücken eines Menschen eingehauen wurde.

Er war ein Schlaumeier, dieser Bodzimek, aber diesmal hatte er sich verrechnet.

Durch den Lärm aufgeschreckt, rannte ein Hase aus dem Stoppelfeld, mit Riesenschritten überhäufte er die Kartoffelreihen; am Feldrain machte er halt — wir sahen von der Bude aus die beiden gepölkten Köpfe und zwei glänzende Augen — schon stiefelte er weiter.

Im Bach schrien Rebhühner auf. Unterhalb des Rains zirpte eine Grille, aber nur wie im Traume.

Die Sterne verblühen und verschwanden im Osten.
Es fröstelte uns.
„Gehen wir heim!“

Bodzimek war uns zuvor gekommen; er rief sich den Körper, der arme Teufel, und schnitt merkwürdige Gesichter dazu.

Im Graben „beim Raine“ lag der Müller, der Toni sah neben ihm, blickte den Himmel an und piff vor sich hin.

Den alten Müller fand man am Morgen auf den Schlenen mit zerfahrettem Kopfe . . . Den Toni aber sah seit diesem Tage niemand mehr bei uns. Als bald danach auf dem Dache der Mühle der rote Hahn sah, munkelte man allerhand.

Was ich so im Leben versäumte . . .

Von Stephen Beach.

Neulich ging ich einmal mit einem richtigen Grundstücksman draußen in der Vorstadt spazieren. Er lehnte sich über das hölzerne Geländer eines Bauplatzes und wies mit der Hand darauf hin.

„Dieses Grundstück“, sagte er, „haben wir vorige Woche für eine halbe Million Dollar verkauft.“

„Wirklich?“ rief ich aus.

„Ja“, nicht er, „und Sie ahnen nicht, daß man es vor fünfundzwanzig Jahren für 50 000 aufkaufen konnte.“

„Sie wollen doch damit nicht sagen, daß ich all das schöne Gras und all die herrlichen Brennheisen für 50 000 Dollar hätte haben können?“

„Ja, natürlich.“

„Das bedeutet doch nicht etwa, daß diese Gelegenheit, als ich Student war und von vier Dollar wöchentlich leben mußte, an meine Tür gepocht hat, und daß ich sie verpaßt habe?“

„Ich wandle mich in bitteren Gedanken über meine eigene Dummheit ab. Warum war ich niemals mit 50 000 Dollar in der Tasche hier lang gekommen und hätte all den Reim gekauft!“

Der Grundstücksman lächelte wohlgefällig über meinen Gram.

„Ich kann Ihnen mehr als das hier zeigen“, sagte er. „Sehen Sie dort hinter dem Baum das große unbebaute Stück Land?“

„Ja, ja“, rief ich aufgeregt, „das Stück mit der schönen Vogelscheuche aus Delpapier und der verwitterten Fichte, der einen verwitterten Fichte, die in ihrer verlassenen Einsamkeit zuwinkelt . . .“

„Nanu“, sagte der Grundstücksman, „haben Sie auch einmal etwas mit dem Grundstücksmarkt zu tun gehabt?“

„Nein“, antwortete ich, „aber ich besitze eine poetische Ader und beginne, die Poesie und Grobheitigkeit von Baustellen zu begreifen.“

„Ach so, das ist es also! Ja, dies Gelände da — es sind 400 Quadratruten — habe ich gestern für drei Millionen Dollar verkauft.“

„Für wieviel?“

„Für drei Millionen, kalter Hand.“

„Nicht kalter Hand“, sagte ich, „erzählen Sie mir nicht, daß es gestern kalt war.“

„Ja“, fuhr der Grundstücksman fort, „und vor knapp drei Jahren hätten Sie die ganze Gegend für ein Liedchen haben können.“

„Für ein Liedchen!“ wiederholte ich.

„Das hätte ich nun versäumt! Mit einer Stimme wie der meinen! Wenn ich das, was ich jetzt weiß, damals gewußt hätte — ich wär' auf das Land hinausgegangen und hätte die ganze Nacht durch gelungen. Ich habe in den Zeiten, wo ich mit fünfzehn Dollar die Woche zufrieden war, nie gewußt, was für ein verborgener Schatz in meiner Recke schlummerte. Ich hätte mir Land erstanden und damit ein Vermögen erwerben können!“

Der Gedanke bedrückte mich während des ganzen Heimwegs. Und die weitere Unterhaltung des Grundstücksman machte die Sache nur schlimmer.

Er zeigte mir eine Kirche, die ich für 100 000 hätte kaufen und als Autogarage für 500 000 hätte weiterverkauft können. Wenn ich mich aufs Kirchenkaufen gelegt hätte, statt für die Zeitungen zu schreiben — ich wäre heute ein reicher Mann.

Eine Kollschuhbahn hätte ich erwerben können, und ein Theater, und ein Obstgeschäft, ein wunderbares, kleines, einstündiges Obstgeschäft mit der niedlichsten Italienerin, die ich je gesehen hatte, darin. Da war ein entzückendes, winziges Juwel von einem Kubstall, den ich hätte in ein Geschäftshaus umbauen und daran eine Million verdienen können. Und das gerade zu der Zeit, wo ich Griechisch lernte und wieder vergaß. Oh, all die veräumten Möglichkeiten meines Lebens!

Als ich am selben Abend mit einem Freund, der Kaufmann ist, im Klub darüber sprach, erfuhr ich, daß ich im Grunde überhaupt noch nichts gehört hätte.

Grundstücke, das war gar nichts! Nein, sie erzählten mir, daß ich vor fünfundsiebenzig Jahren alle möglichen Dinge, wie Eisenbahnen, Juddertraffinerien, Silberminen — daß ich dies alles für ein Liedchen hätte haben können. Da mußte ich ja fast froh sein, nicht für das Grundstück gelungen zu haben. Sie erzählten mir, daß es eine Zeit gegeben hätte, wo ich sogar die Federal-Stahlgesellschaft für zwanzig Millionen kaufen konnte. Und das sich ergeben zu lassen!

Die ganze Canadian Pacific Railway, sagten sie, wurde für fünfzig Millionen auf den Markt geworfen. Ich ließ sie da verkommen und hob sie nicht auf. Nur aus Mangel an Zuversicht. Jetzt erkenne ich, wie diese Leute reich wurden. Es ist ihre herrliche, selbstvertrauende Zuversicht, die sie einen fünfzig-Millionen-Dollar-Scheck ausschreiben läßt, ohne sich dabei etwas zu denken.

Wenn ich solch einen Scheck ausschreibe, würde ich fürchten, ins Sing-Sing gesteckt zu werden, aber sie haben keine Angst und bekommen, was sie verdienen wollen.

Ein Mann im Klub erzählte mir fast schluchzend, daß man vor fünfundsiebenzig Jahren hätte entweder Carnegie oder Rockefeller glatt für tausend Dollar aufkaufen können.

Warum kaufte sie mir mein Vater nicht als Andenken oder zum Geburtstag und ließ sie mich behalten, bis ich erwachsen war?

Wenn ich mein Leben noch einmal leben könnte — nichts von von Schule und Erziehung! Keine Baustelle, keine Schutthaufen, keine Delpapiervogelscheuchen und keine Grundstücke mit Obstbäumen! Ich würde einfach die Bereinigten Staaten kaufen und mit Ruhe, mit sportlicher Ruhe auf den Wertzuwachs aller Dinge warten.

(Mit Erlaubnis des Verlegers Williams u. Co., Charlottenburg, dem Buche „Humor und Humbug“ von Stephen Beach entnommen.)

Eine neue Desinfektionsmethode. Im Hygienischen Institut der Berliner Universität hat Geheimrat Martin Hahn, der Direktor der Anstalt, Versuche über die Verwendung von mechanischen Bügelmaschinen zur Desinfektion angestellt. Die Versuche, über deren Ergebnis Hahn und B. Strauß soeben in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ berichten, haben die amerikanische Bügelverfahren als äußerst schonende Desinfektionsmethode erwiesen, die namentlich dann von Bedeutung werden kann, wenn es sich um die Entkeimung von wertvollem, empfindlichem Material handelt. Massendesinfektionen wird man nach wie vor wohl zweckmäßiger mit dem Dampfdesinfektionsapparat ausführen, und zu ihm wird man auch greifen, sobald sporenhaltige Krankheitserreger vorliegen, wie bei Milzbrand, Tetanus, oder unbekannte Krankheitserreger von bekannt großer Widerstandsfähigkeit, wie bei Boten. Trotzdem bleibt der Bügelmaschine ein großer Anwendungsbereich: Tuberkulose, Diphtherie, Koffeninfektion, Darminfektion. Die Technik ist, wenn keine Bügelung auf Fason gewünscht wird, ganz einfach. Die Apparate sind während des Krieges von den Amerikanern in großem Maßstab zur Entlausung gebraucht worden. Sie ermöglichen, die Kleidungsstücke den Besitzern schon nach einer Viertelstunde zurückzugeben. Das Anwendungsgebiet bei den Schlafdecken dürfte nach Hahns Urteil besonders groß sein. Bei der in Hotels und besonders in Schlafwagen üblichen Methode, die Decke nur in kalten lose einzuhüllen, das nicht an der Schlafdecke befestigt ist, sind Berührungen mit der wollenen Decke kaum zu vermeiden. Ganz abgesehen von der Möglichkeit einer Übertragung ansteckender Krankheiten ist schon das ästhetische Gefühl durch diese Anordnung empfindlich berührt. Die Versuche beweisen, daß hier die Bügelmaschine helfend eintreten kann, ohne eine übermäßige Belastung durch Anschaffungs- und Betriebskosten. Mit zweistündiger täglicher Bügelarbeit dürfte auch ein größeres Hotel alle Decken entkeimen können, bei denen es durch den Wechsel der Zimmerbewohner angezeigt erscheint. Von den Schlafwagengesellschaften sollte ein derartiges Vorgehen unbedingt gefordert werden.

Seltene Temperatureinwirkung. Bei dem in einigen unterirdischen Höhlengewässern Krains und der Balkanhalbinsel lebenden Grottenolm (Proteus anguinus), einer zu den Fischmolchen zählenden Molchart, hat man eine sonderbare Erscheinung festgestellt. Wenn der Grottenolm in einem Wasser lebt, das kälter ist als 15 Grad Celsius, so pflanzt er sich fort, indem das Weibchen je zwei lebende Junge zur Welt bringt; ist die Wassertemperatur jedoch höher, so legt das Weibchen etwa 80 Eier. Da die erfigenannte Form die normale Fortpflanzung des Olms darstellt, bewirkt also der Temperatureinfluß in diesem Falle eine ganz unnatürliche Fortpflanzungsweise.

